

Rundfunk und Geschichte

Nr. 1-2/2016 • 42. Jahrgang

Interview

Geschichtsfernsehen verantwortlicher gestalten

Gespräch mit Silke Satjukow

Christian Henrich-Franke

Der Verkehrsfunk im Funktionswandel des Hörfunks in den 1960er und 1970er Jahren: Das Beispiel des WDR

Christian Herzog and Michael Tracey

British Broadcasting Policy during the Seventh BBC Charter Period 1996-2006

Durchhalten und Dranbleiben

Zeitzeugengespräch mit Helmut Drück (Auszüge)

Studienkreis-Informationen

- Medienhistorisches Kolloquium

Forum

- Stellungnahme zur Arbeit der Historischen Kommission der ARD
- Ausstellung RADIO Zeit in Köln
- DGPK-Fachgruppentagung „Entangled history medial gedacht: Internationale und transkulturelle Kommunikationsgeschichte“
- MDR und DRA kooperieren bei „Zeitreise“ / DRA stellt „Das Funkkolleg“ online / Zeitzeugengespräch mit Helmut Haeckel

Dissertationsvorhaben

Rezensionen

IMPRESSUM

Rundfunk und Geschichte
ISSN 0175-4351
Selbstverlag des Herausgebers
erscheint zweimal jährlich
Zitierweise: RuG - ISSN 0175-4351

Herausgeber
Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. / www.rundfunkundgeschichte.de

Beratende Beiratsmitglieder
Dr. Alexander Badenoch, Utrecht
Dr. Christoph Classen, ZZf Potsdam
Prof. Dr. Michael Crone, Frankfurt/M.

Redaktion dieser Ausgabe
Dr. Margarete Keilacker, verantwortl. (E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de)
Melanie Fritscher-Fehr (E-Mail: melanie.fritscher-fehr@zv.uni-freiburg.de)
Dr. Judith Kretzschmar (E-Mail: jkretz@uni-leipzig.de)
Martin Stallmann (E-Mail: martin.stallmann@zegk.uni-heidelberg.de)
Alina Laura Tiews (E-Mail: alina.laura.tiews@uni-hamburg.de)

Layout und Endredaktion
Frank und Margarete Keilacker

Druck und Vertrieb
Deutscher Philatelie Service GmbH, Wermisdorf

Redaktionsanschrift
Dr. Margarete Keilacker, Brunnenweg 3, 04779 Wermisdorf/OT Mahlis
Tel.: 034364/889858, E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de

Kontodaten: Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V., Frankfurter Sparkasse, IBAN:
DE20 5005 0201 0000 3920 49, BIC: HELADEF1822

Änderungen bei Adressen bzw. beim Abonnement bitte mitteilen an:
Dr. Veit Scheller (E-Mail: scheller.v@zdf.de, Tel: 06131/7014706)

Bisher erschienene Hefte dieser Zeitschrift finden Sie, mit Ausnahme der letzten beiden Jahrgänge, online unter www.rundfunkundgeschichte.de

Inhalt

Interview Geschichtsfernsehen verantwortlicher gestalten Gespräch mit Silke Satjukow	3
Christian Henrich-Franke Der Verkehrsfunk im Funktionswandel des Hörfunks in den 1960er und 1970er Jahren: Das Beispiel des WDR	6
Christian Herzog and Michael Tracey British Broadcasting Policy during the Seventh BBC Charter Period 1996-2006	19
Durchhalten und Dranbleiben Zeitzeugengespräch mit Helmut Drück (Auszüge)	27
Studienkreis-Informationen	
Medienhistorisches Kolloquium Lutherstadt Wittenberg, 13./14. November 2015	39
Forum	
Stellungnahme zur Arbeit der Historischen Kommission der ARD	40
RADIO Zeit. Röhrengeräte, Design-Ikonen, Internetradio Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst Köln, 19. Januar bis 5. Juni 2016	41
„Entangled history medial gedacht: Internationale und transkulturelle Kommunikationsgeschichte“ Jahrestagung der Fachgruppen „Kommunikationsgeschichte“ und „Internationale und Interkulturelle Kommunikation“ der DGPK 16. bis 18. Januar 2016 in Dortmund	43
MDR und DRA kooperieren bei „Zeitreise“	44
DRA stellt „Das Funkkolleg“ online	44
Zeitzeugengespräch mit Helmut Haeckel	44
Dissertationsvorhaben	
Janina Adamo Zwischen Stereotyp und Realität: Die Inszenierung des „Italieners“ und der „Italienerin“ im deutschen Film. Eine Untersuchung ausgewählter Filmproduktionen im Zeitraum 1950 bis heute (Universität Würzburg)	45
Dennis Basaldella Freischaffende in der DDR. Ein Blick auf die DDR-Filmmedien durch das Werk des privaten freien Filmherstellers Horst Klein (Universität Hamburg)	47
Pia Deutsch Mediating German Identities. Germany's National Radio, 1989-1995 (University of Warwick, UK)	49

Mirjam Kappes Vergangenheit so präsent wie nie: Medien-Nostalgie im digitalen Zeitalter (Universität zu Köln)	51
Rezensionen	
Peter Richard Pinard Broadcast Policy in the Protectorate of Bohemia and Moravia. Power Structures, Programming, Cooperation and Defiance at Czech Radio 1939-1945 (Ansgar Diller)	53
Christoph Hilgert Die unerhörte Generation. Jugend im westdeutschen und britischen Hörfunk, 1945-1963 (Martin Stallmann)	54
Anke Fiedler Medienlenkung in der DDR (Margarete Keilacker)	55
Andreas Kötzling / Ralf Schenk (Hg.) Verbotene Utopie. Die SED, die DEFA und das 11. Plenum (Fernando Ramos Arenas)	56
Christina von Hodenberg Television's Moment. Sitcom Audiences and the Sixties Cultural Revolution (Michael Hill)	57
Daniela Zetti Das Programm der elektronischen Vielfalt. Fernsehen als Gemeinplatz in der BRD, 1950-1980 (Judith Kretzschmar)	59
Dietmar Schickel Nach der Plage. Vom Überlebenskampf eines Medienunternehmens (Margarete Keilacker)	60
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	U4

Geschichtsfernsehen verantwortlicher gestalten

Gespräch mit Silke Satjukow

Dr. Silke Satjukow ist Professorin für die Geschichte der Neuzeit am Institut für Geschichte der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Sie koordiniert (gemeinsam mit Prof. Dr. Rainer Gries, Universität Wien) den Forschungsverbund „Geschichtsaneignungen in der Mediengesellschaft“. Margarete Keilacker sprach am 18. Februar 2016 mit ihr über dieses Projekt.

Frau Satjukow, Sie koordinieren den Forschungsverbund „Geschichtsaneignungen in der Mediengesellschaft“, der an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg angesiedelt ist. In rundfunkgeschichtlichen Kreisen ist das Projekt leider wenig bekannt. Können Sie es deshalb kurz vorstellen?

In diesem Netzwerk haben sich Nachwuchswissenschaftler und Professoren zusammengefunden, allerdings nicht so sehr, um danach zu fragen, wie „Geschichtsprodukte“, etwa Filme oder Computerspiele, gemacht sind. Das schauen wir uns natürlich auch an, aber wir fragen vor allem danach, wie diese „Geschichtsprodukte“ seitens des Publikums angenommen werden. Was passiert mit den Köpfen und Herzen der Zuschauer? Wie eignen sie sich die offerierten Botschaften an? Der Hintergrund ist, dass wir in der Vergangenheit unzufrieden darüber waren, dass in der mittlerweile üppigen Literatur über Geschichte in Film und Fernsehen oft erzählt wurde, welche Intentionen die Produzenten und die Regisseure leiteten, was der Film ihrer Meinung nach transportieren sollte. Aber wir wissen inzwischen aus der Aneignungsforschung, dass diese Fragedimension nicht genügt. Das Publikum eignet sich Film- oder Spielbotschaften höchst eigenständig an, und zwar auf der Basis der eigenen Biografien, in Peergroups, auch in Internetgruppen. D.h. im 21. Jahrhundert hat sich so einiges getan, was die Rezeption und Aneignung von Filmen und Geschichtsfilmern im Besonderen angeht. Und wir fragen danach.

Im Frühjahr 2014 veranstalteten wir eine erste Tagung. Das war eher ein interner Workshop, wo Fachleute zusammenkamen, die sich im engeren Sinn mit Medienrezeption beschäftigen. Das waren Mediensoziologen, Medienpsychologen, Historiker, Geschichtsdidaktiker, Leute aus der Praxis, wie der Programmleiter von 3sat.

Mittlerweile forschen etwa ein Dutzend Nachwuchswissenschaftler zu verschiedenen Bereichen der Geschichtsaneignung. Zunächst benötigen wir qualitative und quantitative Grundlagenarbeit.

Als Ergebnis liegt also bisher dieser Workshop vor sowie laufende Dissertationen...

... und wir bereiten gerade eine Publikation vor, in der sich Experten unterschiedlicher Disziplinen zusammensetzen und gemeinsam ein Buch schreiben. Das heißt, wir treffen uns regelmäßig, um das Konzept des Buches zu erarbeiten, auch an den disziplinären und transdisziplinären Methoden zu feilen und die einzelnen disziplinären Forschungsergebnisse zu besprechen. Diese Ergebnisse sollen in einer Art Grundlagenwerk als ein erster Befund der Wissenschaftscommunity vorgestellt werden.

Der Forschungsverbund existiert erst seit 2014. Das ist ja noch nicht allzu lange. Wir haben bewusst vermieden, bereits zu diesem frühen Zeitpunkt an eine größere Öffent-

lichkeit zu treten. Es schien uns klüger, zunächst in einem kleineren Rahmen zu diskutieren und erste Ideen und Projekte vorzustellen. Mittlerweile freilich liegen uns erste Ergebnisse vor, die wir in der besagten Publikation mit Medienpraktikern besprechen und allgemein öffentlich machen wollen.

Sie sprachen von der „Mediengesellschaft“. Welche Medien beziehen Sie ein?

Herkömmliche Medien ebenso wie die sogenannten „neuen“ Medien. Einige unserer Partner befassen sich mit Geschichtsaneignungen in Gedenkstätten, andere fragen danach, wie Geschichtsmedien im Schulunterricht rezipiert werden. Die meisten Mitstreiter widmen sich aber Filmaneignungen. Sie fragen auch danach, wie die Aneignung von Filmen im Internet repräsentiert ist. Sie wissen ja, dass gerade junge Leute nicht mehr so sehr auf die Mattscheibe schauen, sondern die Streifen im Internet sehen. Und parallel dazu facebooken und twittern sie, tauschen sich also in der Community aus. Diese Anschlusskommunikationen schauen wir uns an, denn sie geben viel von den Publikationspreis. Natürlich bedienen wir uns auch „konservativerer“ Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung, indem wir Jugendliche zu ihren Aneignungsstrategien befragen.

Neben Filmrezeptionen interessiert uns auch das Verhalten der User von historischen, respektive historisierenden Computerspielen. Wenn man sich einen Film anschaut, eignet man sich diesen zwar ganz eigenständig und eigensinnig an, aber beim Computerspiel kommt noch eine Qualität hinzu: Wenn Sie etwa Games zum Zweiten Weltkrieg spielen, schlüpfen sie automatisch in eine Rolle – SS, Amerikaner, Franzosen, Russen, was immer sie wollen – alles ist möglich. Und Sie schießen auch selbst, Sie lenken das Geschehen, führen Krieg. Und das führt dazu, so eine unserer Thesen, dass Sie nicht mehr so genau unterscheiden zwischen „ich war da selber dabei“ und „ich habe das gelesen“. Das heißt, die Spieler werden womöglich partiell zu Zeitzeugen. Dies würde eine ganz neue Qualität darstellen. Wir wissen ja, dass solche Computerspiele zunächst kommerziellen Interessen gehorchen. Wenn aber jetzt der Spieler den Eindruck erlangen würde: „Sag mir nichts über den Krieg, ich war ja dabei, habe ihn selbst geführt“, müssen wir danach fragen: Was bedeutet diese imaginierte „Zeitzeugenschaft“ für die Ausbildung eines Geschichtsbewusstseins?

Sie sagen selbst, dass das eine These ist. Gibt es denn schon gesicherte Ergebnisse?

Die ersten Ergebnisse liegen vor. Wir haben verschiedene Untersuchungen zu den Fernsehproduktionen „Unsere Mütter – unsere Väter“, „Die Flucht“ sowie zur Neuverfilmung von „Nackt unter Wölfen“ durchgeführt. Zu dem Zweiteiler „Der Turm“ ist an unserem Institut gerade eine Promotion in Arbeit.

Ich möchte das Problem am Beispiel „Unsere Mütter, unsere Väter“ verdeutlichen. Da haben wir ein halbes Jahr lang Befragungen unter jungen Leuten, aber auch intergenerationell in Familien gemacht und Folgendes festgestellt: Die jungen Zuschauer identifizierten sich mit den Protagonisten, als wären sie ihre Großväter. Sie versuchten – hoch emotionalisiert – zu rechtfertigen, weshalb die beiden Protagonisten Friedrich und Wilhelm damals auf so grausame Weise gehandelt, ja sogar gemordet haben. Diese Identifikation mit den „Filmhelden“ führte zu einer Entschuldigung und letzten Endes zu einer Entschuldigung. Etwas ähnliches geschah bei der „Flucht“. Die Probanden führten in Be-

zug auf die historische Verantwortung aus: Die deutschen Zivilisten seien hilflose Opfer gewesen. Die eigentlichen Täter seien „die Russen“, die nun mit Schimpfwörtern wie „Bestien“, „Schweine“ oder „Tiere“ bedacht wurden. Wie kommt es zu solchen ahistorischen Interpretationen? Die Antwort liegt in den Filmbildern begründet. Hier findet sich eine minutenlange Nahaufnahme einer Vergewaltigung einer deutschen Frau (im Film eine Sympathieträgerin) durch die Rotarmisten. Es folgt noch ein detailliert vorgeführter Tieffliegerangriff der Roten Armee auf die frierenden und wehrlosen Fluchttrecks.

Beides führte dazu, dass die jungen Zuschauer – obwohl die historischen Geschehnisse wissenschaftlich längst erforscht sind – die Frage nach den „Opfern“ und den „Tätern“ in ihr Gegenteil verkehren. Nicht etwa, weil der Film im Ganzen insinuiert, „die Russen“ seien böse gewesen und die Deutschen bar jeder Schuld. Am Anfang des Films hört man eine Off-Stimme völlig korrekt sagen: „Die Deutschen haben weißrussische Dörfer überfallen und hohe Schuld auf sich geladen.“ Aber es ist eben nur eine Stimme aus dem Off, danach kommt die Vergewaltigungsszene, nah herangezoomt und unendlich langsam vorgeführt. Solche Bilder wirken in den Köpfen, das sagt ihnen jeder Werbepsychologe, es wirkt ganz anders als die Off-Stimme. So verkehren sich die Botschaften – womöglich ohne, dass die Regisseure eine solche Absicht hegten.

Solche Befunde sind besorgniserregend. Die Sender geben viele Millionen Euro für Streifen wie „Die Flucht“ aus und sie haben einen öffentlich-rechtlichen Bildungsauftrag. Und am Ende kommt in den Köpfen jugendlicher Zuschauer an: Deutsche Zivilisten waren unschuldig (Maria Furtwängler alias Gräfin Lena von Mahlenberg spielt eine Junkerstochter!), „die Russen“ waren entmenslichte Bestien. Das langlebige Stereotyp, der Russe als Untermensch, wiederholt sich hier eins zu eins. Das kann das öffentlich-rechtliche Fernsehen nicht anstreben!

Das klingt nach sehr überraschenden Ergebnissen. Nun ist das Projekt auf lange Sicht europäisch angelegt. Worin zeigt sich denn dieses Europäische, sowohl inhaltlich als auch personell?

Wir sind ja noch ganz am Anfang. Zunächst einmal ist Österreich ein fester Partner, Rainer Gries, der Koordinator des Projektes, lehrt in Wien Geschichte und Kommunikationswissenschaft. Wir bereiten soeben einen Forschungsantrag auf europäischer Ebene vor. Es ist aus unserer Sicht enorm wichtig zu fragen, wie sich junge Leute, Polen, Tschechen, Niederländer, Franzosen, Österreicher und Deutsche, solche internationalen „Geschichtsprodukte“ aneignen. Bekanntlich wurde „Unsere Mütter, unsere Väter“ in über 80 Länder verkauft. Aber nicht nur internationale, sondern auch die jeweiligen nationalen Produktionen sollen untersucht werden. Wie denken und fühlen Nachgeborene in Europa über den Zweiten Weltkrieg und welche Folgen hat dies für ihr „Europäisch-Sein“? Wie gehen wir in Europa mit der je eigenen Schuld und – daraus resultierend – mit Verantwortung um? Tagtäglich lesen wir in den Medien, dass die Menschen gegenwärtige Krisen eng mit der Vergangenheit verknüpfen. Wir fragen in all unseren Vorhaben immer wieder danach, wie sich die jungen Generationen über die Vergangenheit verständigen, ob sie am Ende gemeinsame Perspektiven aushandeln, oder eben nationale oder gar nationalistische.

Mehr zum Projekt unter: <http://www.geschichtsaneignung.ovgu.de/>

Zum Interview mit Heinz Glässgen in RuG 03-04/2015 erreichte uns eine Stellungnahme, die sie im Forum dieser Ausgabe (ab Seite 40) lesen können.

Christian Henrich-Franke

Der Verkehrsfunk im Funktionswandel des Hörfunks in den 1960er und 1970er Jahren: Das Beispiel des WDR

Einleitung

Schon in den 1960er Jahren deuteten die Verkehrsbeobachtungen an, dass das Straßennetz durch den steigenden Individualverkehr ebenso wie durch den Straßengütertransport in zunehmendem Maße Belastungsspitzen ausgesetzt sein würde, die es an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bringt. Straßenbauliche Investitionen versprachen weder kurz- noch langfristig eine Lösung des Problems, da das Verkehrsaufkommen ebenso schnell anwuchs. Verkehrslenkung wurde deshalb zu einem Kernkonzept der Verkehrspolitik.¹ Es galt Mittel und Wege zu finden, um die Verkehrsströme so zu beeinflussen, dass Autofahrer – wie die Firma Blaupunkt im Jahr 1980 in einem Werbeslogan für ein neues Autoradio mit Verkehrsfunkspeicher versprach – „ihre Zeit nicht im Stau, sondern bei der Familie“² verbringen konnten. Einen Ausweg boten gezielte Hörfunkdurchsagen an Autofahrer, denn diese konnten die Autofahrer jederzeit empfangen und entsprechend darauf reagieren.

So sehr der Verkehrsfunk ein Phänomen der Verkehrsgeschichte darstellt, so sehr ist er als zentrales Element im Funktionswandel des Hörfunks zu sehen. In Anbetracht des Verlustes der leitmedialen Stellung an das Fernsehen in den 1960er Jahren, der Konkurrenz kommerzieller Sender wie Radio Luxemburg oder die Radiosender der alliierten Truppen half der Verkehrsfunk dabei, den öffentlich-rechtlichen Hörfunk insgesamt neu zu definieren. Der Verkehrsfunk wurde Bestandteil eines serviceorientierten Radioprogramms, das sich immer stärker am mobilen Zuschauer und dessen spezifischen Interessen nach Unterhaltung, Musik und Information orientierte. Horst Halefeldt nennt für die Programmentwicklung des Hörfunks die Verkehrsinformation als „das erste Stichwort“³ im Funktionswandel der 1960er und 1970er Jahre. Dies lässt sich – so eine Arbeitshypothese hier – auch darauf zurückführen, dass der Verkehrsfunk politisch erwünscht war und starke politische Fürsprecher besaß.

Erstaunlicherweise hat die Rundfunkgeschichte – sowohl die eher programmorientierte als auch die eher technikorientierte – dem Thema bisher wenig Beachtung geschenkt. So ist zwar der mediale Wandel des Hörfunks vom „Leit- zum Begleitmedium“⁴ in mehreren Arbeiten angegangen worden.⁵ Der Verkehrsfunk, bzw. die mediale Aufbereitung von Verkehrsnachrichten und deren Einbettung in das Programm, wird aber eher als exogener Faktor des Medienwandels einbezogen. Obgleich seine enorme Bedeutung immer wieder unterstrichen wird,⁶ fallen die Ausführungen zum Verkehrsfunk allenfalls überblicksartig aus. Stattdessen fokussiert die rundfunkhistorische Forschung vorwie-

1 Vgl. Dietmar Klenke: Freier Stau für freie Bürger. Die Geschichte der bundesdeutschen Verkehrspolitik 1949-1994, Darmstadt 1995, S. 63ff. (Klenke 1995)

2 Werbung der Firma Blaupunkt, in: Test, 6 1980, S. 21-27.

3 Horst Halefeldt: Programmgeschichte des Hörfunks. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln 1999, S. 211-230, S. 220. (Halefeldt 1999)

4 Vgl. Stefan Kursawe: Vom Leitmedium zum Begleitmedium. Köln 2004.

5 Vgl. Peter Marchal: Kultur- und Programmgeschichte des öffentlich-rechtlichen Hörfunks in der Bundesrepublik Deutschland. Von den 60er Jahren bis zur Gegenwart. München 2004. (Marchal 2004)

6 Vgl. Halefeldt 1999 (Anm. 3).

gend den Einfluss des Fernsehens oder Aspekte des Formatwandels, v.a. die Jugendprogramme und Populärmusik sind von Interesse,⁷ oder – aus der eher technischen Perspektive – die Entstehung portabler Empfangsgeräte.⁸ Erstaunlicherweise wird die Genese der Verkehrsfunktechnik, d.h. der Anrufsignale etc., kaum thematisiert.

Hierzu existieren allenfalls zeitgenössische Publikationen in Form von Aufsätzen beteiligter Akteure.⁹ Auch die Arbeiten zu einzelnen Verkehrsfunkprogrammen, v.a. zu Bayern 3, sind zeitgenössisch¹⁰ und besitzen somit eher einen Quellencharakter. Die verkehrspolitische Bedeutung wird komplett ausgeblendet, obgleich diese entscheidend für die weitere Entwicklung war.

Das Ziel dieses Beitrags besteht darin, den Einfluss des Verkehrsfunks auf den Funktionswandel des Hörfunks am Beispiel Nordrhein-Westfalens und des Westdeutschen Rundfunks (WDR) nachzuzeichnen. Warum hat sich der Verkehrsfunk zu einem zentralen Element des Funktionswandels des Hörfunks entwickelt? Welche Faktoren bedingten seine Entwicklung? Welche Rolle spielten insbesondere verkehrspolitische Überlegungen? Wieso waren Wechselwirkungen zwischen Verkehrsentwicklung und Mediensystem bedeutsam?

Der Fall von Nordrhein-Westfalen und dem WDR ist insofern interessant, weil einerseits die Verkehrsdichte in NRW sehr hoch war und der Innenminister vehementer als seine Innenministerkollegen der anderen Bundesländer für eine Ausschöpfung der verkehrslenkenden Möglichkeiten durch den WDR eintrat. Hinzu kam die starke Konkurrenz mit Radio Luxemburg. Andererseits reagierte der WDR sehr zurückhaltend auf den Verkehrsfunk und die generelle Serviceorientierung im Hörfunk.

Hier sollen die 1960er und frühen 1970er Jahre betrachtet werden, die als Phase der Etablierung und Festigung des Verkehrsfunks einen abgeschlossenen Zeitraum in der Programmgeschichte des Hörfunks bilden. Seit Mitte der 1970er Jahre hatte der WDR die wesentlichen Grundsatzentscheidungen für die Integration von Verkehrsdurchsagen in das Hörfunkprogramm gestellt.

Der Verkehrsfunk: ein komplexes System

Der Verkehrsfunk kann als ein komplexes Verbundsystem betrachtet werden, das aus drei interdependenten Bausteinen besteht, die sequentiell aufeinander folgen, um eine Verkehrsmeldung von ihrer Entstehung bis zum Empfänger der Nachricht zu transportieren. Die sequentielle Abfolge dieser Bausteine gilt es möglichst effizient zu gestalten, um eine optimale Verkehrslenkung bzw. Gefahrenminimierung zu erzielen.

.....

7 Vgl. Konrad Dussel: The Triumph of English-Language Pop Music: West German Radio Programming. In: Axel Schildt und Detlef Siegfried (Hrsg.): *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980*. Oxford 2006, S. 127-148.

8 Vgl. Heike Weber: *Das Versprechen mobiler Freiheit. Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy*. Bielefeld 2008; Andreas Fickers: *Der Transistor als technisches und kulturelles Phänomen*. Bassum 1998.

9 Vgl. Ingo Dahrendorf: *Straßen-Lotsen per Radio*. In: *ARD-Jahrbuch*, 1, 1972, S. 58-62.

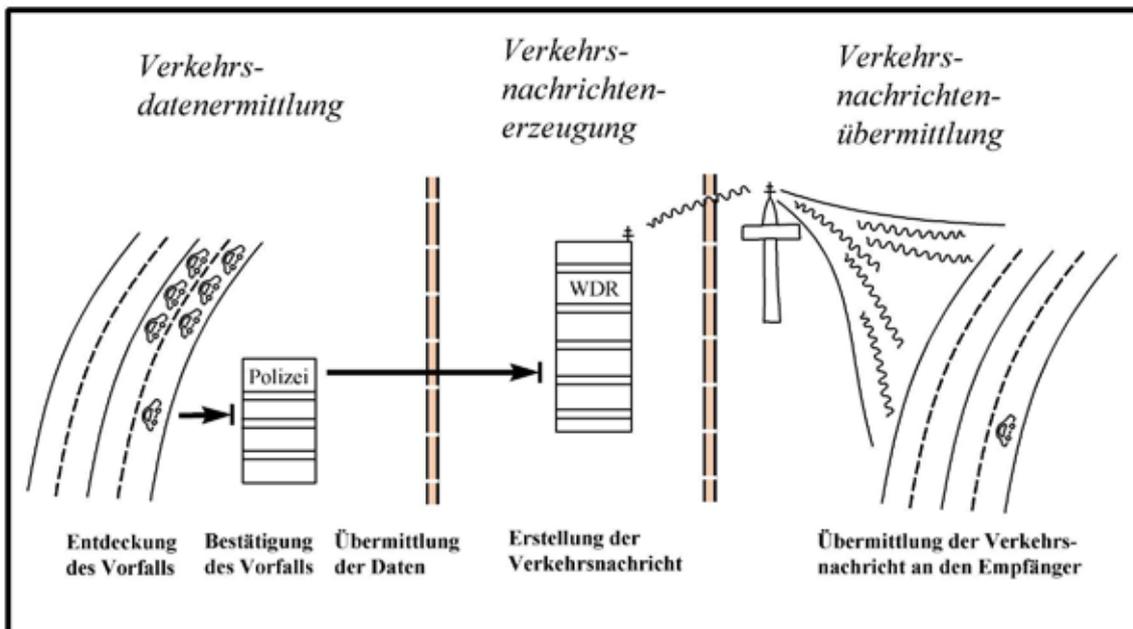
10 Vgl. Walter von Cube: *Bayern 3. Ein Hörfunkprogramm für Autofahrer*. In: *ARD-Jahrbuch*, 1, 1972, S. 63-65 (Cube 1972); Josef Ottmar Zöllner: *Die Bayern 3-Story. Wie ein Radioprogramm populär wurde*. Percha 1981.

Inhaltlich lassen sich die drei Bausteine wie folgt umschreiben:

(1) Verkehrsdatenermittlung: Es geht um die Erfassung der Verkehrsdaten bis zu ihrer Übermittlung an die Rundfunkanstalten. Zur Erfassung eines Störfalls stehen mehrere Wege wie Notrufsäulen, Polizeihotlines, Hotlines der Rundfunkanstalten etc. zur Verfügung. Dabei gilt es neben den technischen Komponenten auch Abstimmungsprozeduren zu entwickeln und die Kompetenzen zwischen unterschiedlichen gebietskörperschaftlichen wie privaten Akteuren zu verteilen.

(2) Verkehrsnachrichtenerstellung: Den zweiten Baustein bildet die Erstellung der Verkehrsfunknachricht beim Rundfunksender, wobei hier die organisatorische Struktur der Rundfunkanstalten (Redaktionen etc.) eine Rolle spielt. Ebenso ist das mediale Framing ein ganz entscheidendes Element, denn die Verkehrsinformationen müssen so in das Programm eingebettet sein, dass die Mehrheit der Autofahrer auch bereit ist, diese Information abzurufen, d.h. überhaupt das Autoradio einzuschalten.

(3) Verkehrsnachrichtenübertragung: Den dritten Baustein bildet die Übertragung des Programms von der Rundfunkanstalt zum (mobilen) Empfänger. Es müssen technische Systeme entwickelt und aufeinander abgestimmt werden, die einen kontinuierlichen und schnellen Empfang unter permanent wechselnden Bedingungen ermöglichen. Es geht dabei um die Auswahl geeigneter Frequenzen und deren Modulation, Stärke, aber ebenso um geeignete Empfangsanlagen (Autoradios etc.) oder Signalarufsysteme, die eine gezielte Unterbrechung des Rundfunkprogramms für akute Verkehrsdurchsagen erlauben.



Die Ursprünge des Verkehrsfunks

Erste Diskussionen über das Thema Verkehrsfunk setzten bereits in den 1950er Jahren ein, als die Industrie damit begann, Radioempfänger für den mobilen Einsatzbereich im Auto zu entwickeln. Der eigentliche Verkehrsfunk scheiterte aber vorerst. Kernprobleme waren zum einen die Überbelegung des Lang- und Mittelwellenbereichs, die ohnehin kaum Möglichkeiten für eine Entwicklung des Verkehrsfunks boten, v.a. in den kontinentalen Kernregionen Europas wie Nordrhein-Westfalen. Zum anderen war aber

auch die UKW-Technik noch nicht ausgereift genug, der Empfang im Auto technisch kompliziert und der Einbau von Transistoren in die Autoradios begann sich erst langsam durchzusetzen. Wenngleich die technische Realisierung des Verkehrsfunks vorerst scheiterte, so entdeckten die Rundfunkanstalten den Autofahrer dennoch „als potentielle Hörerreserve“,¹¹ die es systematisch zu erschließen galt.

Zwei Faktoren sorgten dann dafür, dass in der ersten Hälfte der 1960er Jahre die Schaffung des Systems Verkehrsfunk auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Erstens führte die technische Entwicklung dazu, dass der mobile Empfang von Hörfunkprogrammen im Auto einfach zu realisieren war. Zweitens musste die Politik auf die Folgen der Massentourisierung reagieren, so dass ab Mitte der 1960er Jahre die Suche nach Lösungen für die Verkehrsbelastungen an Intensität gewann. In Nordrhein-Westfalen, wo die Probleme am virulentesten waren, trat der Innenminister, Willi Weyer, im September 1963 an den WDR heran und forderte eine stärkere Berücksichtigung von Verkehrsdurchsagen im Programm.¹² Er stellte dem WDR zwei Optionen: Entweder eine häufigere Ausstrahlung von Verkehrsmeldungen mitsamt flexibler Unterbrechungen im Notfall oder die Errichtung eines speziellen Verkehrssenders, den er notfalls durch die Landesregierung betreiben lassen wollte. Solche Drohungen standen freilich auf tönernen Füßen, da schlichtweg die verfügbaren Frequenzen für einen eigenen Verkehrssender erst von einer internationalen Rundfunk-Frequenzkonferenz hätten vergeben werden müssen. Nichtsdestotrotz war die Grundidee einer einheitlichen „Autofahrerwelle“ geboren und die politische Brisanz des Themas offenbar geworden.

Die Landesregierung hatte auch keine andere Wahl, als den Verkehrsfunk mit Nachdruck einzufordern, stand doch in den 1960er Jahren nur das Radio als direkte Verbindung zum mobilen Autofahrer zur Verfügung, so dass sich alles hierauf konzentrierte. Moderne Verkehrslenkungssysteme, die die Verkehrsdichte durch Induktionsschleifen automatisch erfassen und dann mittels Verkehrsschildern die Autofahrer umlenken, waren noch Zukunftsmusik. Noch mussten aber alle Versuche mit dem Verkehrsfunk als vorsichtige Experimente bewertet werden. Der WDR beispielsweise baute im Oktober 1963 alle zwei Stunden im Programm von WDR2 eine Verkehrsdurchsage ein, die den bezeichnenden Namen „Straßenbericht der Polizei im UKW-Programm des WDR“ erhielt. Hinzu kamen erste Spezialprogramme wie „Hallo Autofahrer“, die in Reportagen das Thema Verkehr behandelten.

Die Errichtung der ersten rudimentären Systeme des Verkehrsfunks begleiteten schwierige Abstimmungsprozesse zwischen den beteiligten Akteuren (Innenministerium, Polizei, WDR), mussten doch Kompetenzen und Gestaltungshoheiten austariert werden, wobei nicht selten die Grenze der Unabhängigkeit des Rundfunks ausgelotet wurde. Erstens ging es um die Übertragung der Verkehrsinformationen an den WDR. Es musste die Zusammenarbeit zwischen Polizei, Automobilclubs und Rundfunkanstalten organisiert werden, u.a. richteten die Verkehrsbehörden mit den Landesmeldestellen für Verkehrsmeldungen neue Behörden ein. Rein rechtlich betrachtet, mussten die aus polizeilichen Quellen stammenden Verkehrsinformationen vom jeweiligen Regierungsprä-

.....

¹¹ epd, Kirche und Rundfunk, 12.5.1958

¹² Erstes Treffen zwischen Vertretern des Innenministeriums und der WDR-Technik am 11. September 1963. Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 13076.

sidenten oder aus dem Innenministerium kommen, da nur sie die Befugnis besaßen, derartige Informationen an die Rundfunkanstalten zu übermitteln. Es waren immer wieder Kleinigkeiten, an denen sich in dieser Frühphase Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Innenministerium und dem WDR entzündeten. Als etwa am 25. September 1963 Beamte des Polizeipräsidiums beim WDR in Köln erschienen, um einen Polizei-Fernschreiber für Verkehrsmeldungen zu installieren, zweifelte zwar niemand diese Maßnahme an.¹³ Da die Polizei aber unangekündigt erschienen war, wurde seitens des WDR sofort die Grundsatzfrage nach der Unabhängigkeit des Rundfunks gestellt und auf höchster Ebene zwischen dem Innenminister Weyer und dem WDR-Intendanten von Bismarck korrespondiert. Zweitens ging es um die Erstellung der Verkehrsnachricht, die im Kontext des sich abzeichnenden Funktionswandels des Hörfunks zu sehen ist. Über die Ausgestaltung serviceorientierter Programmelemente wollten die WDR-Verantwortlichen selbstständig entscheiden, auch weil sie fürchteten, ansonsten langfristig zum Spielball gesellschaftlicher und politischer Interessen(-gruppen) zu werden. Wie sich der Verkehrsfunk überhaupt in das Programm einfügen sollte, war vielen Akteuren nicht klar. So wurde vom Hörfunksendeleiter Brühl im September 1963 die Frage aufgeworfen, „wie eine ‚funkische Form‘ der Verkehrsmeldung erreichbar sei.“¹⁴

Einerseits standen traditionelle Programmelemente, etwa rundfunkeigene Orchester oder Literaturlesungen, beim WDR im Vordergrund. Der Sender erörterte noch 1965 ernsthaft, an welcher Stelle eine Symphonie-Ausstrahlung unterbrochen werden konnte und durfte, um eine dringende Verkehrsmeldung durchzugeben. Der Gedanke an eine Servicefunktion des Radios war vielen Verantwortlichen noch völlig fremd. Dies ist nicht zuletzt auf die Redaktionen zurückzuführen, die zu diesem Zeitpunkt meist aus klassisch ausgebildeten Musikern und Orchesterleitern oder aus politischen Berichterstat-tern, die ihr Handwerk bei Tageszeitungen gelernt hatten, bestanden.¹⁵ Die Aussage, dass „an eine Unterbrechung von Sendungen für Verkehrsdurchsagen nicht zu denken ist“, wurde von der Mehrheit der Hörfunkredaktionen geteilt.¹⁶ Der WDR-Intendant von Bismarck kam im Dezember 1965 gar zu dem Schluss, dass „zwischen Beethoven-Sinfonie und Violinkonzert von Max Bruch eine Unterbrechung möglich ist, nicht aber innerhalb der Beethoven-Sinfonie.“¹⁷

Die Debatte über den Verkehrsfunk nahm wieder an Fahrt auf, als Innenminister Weyer, ebenfalls im Dezember 1965 vor dem Hintergrund gestiegener Verkehrsprobleme, seine Drohung eines eigenständigen Serviceprogramms medienwirksam lancierte. So äußerte Weyer gegenüber der Presse mit Blick auf die Haltung des WDR, der auf Sendungen wie „Hallo Autofahrer“ verwies: „Bei 16.000 Toten auf unseren Straßen und sieben Milliarden Unfallfolgekosten kommt man mir mit pädagogischen Hinweisen. Das kann ich nicht ohne Widerspruch hinnehmen.“¹⁸ Dass Weyer diesmal in einer stärkeren Position

.....
13 Vgl. Aktenvermerk vom 25.9.1963, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 13076.

14 Brief des Sendeleiters Dr. Brühl an die Nachrichten-Redaktion des Hörfunks, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 13076.

15 Klaus Katz (Hrsg.): Westdeutscher Rundfunk Köln: Am Puls der Zeit: 50 Jahre WDR, Köln 2006, S.55.

16 Stiebler an WDR-Intendant, Klaus von Bismarck, 15.12.1964, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4 Intendant, 165.

17 WDR-Intendant, von Bismarck, an den WDR-Verwaltungsrat, 17.12.1965, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15324.

18 Brief des WDR-Intendanten, von Bismarck, an den Innenminister, Weyer, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15234

war als zwei Jahre zuvor, hatte auch damit zu tun, dass mit Radio Luxemburg (RTL) nun eine tatsächliche Alternative zur Verfügung stand, die beim Hörer auch großen Anklang fand. Wenngleich RTL (noch) nicht auf die Informationen der Polizei zurückgreifen konnte, so baute der Sender doch eine eigene Verkehrsbeobachtungsstaffel auf, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre in Spitzenzeiten auf zwölf Autos, vier Flugzeuge und einen Hubschrauber zurückgreifen konnte, um die Verkehrssituation auf den Straßen Nordrhein-Westfalens zu erfassen.¹⁹

Vor dem Hintergrund einer veränderten Ausgangssituation wurde nun wesentlich systematischer diskutiert:

Erstens ging es dabei um die Programmkonzeption. Gegen den Vorschlag, einen Verkehrsfunksender (Servicesender) mit leichter Musik zu installieren, votierte zum einen die technische Direktion des WDR, weil diese den Nachteil habe, dass der Hörer gezwungen sei, ununterbrochen leichte Musik anzuhören.²⁰ Ein solcher Sender, so legte von Bismarck nach, der „seinem Charakter nach ein Programm ‚Sender Luxemburg‘ sein müsste“, würde die „pädagogische Aufgabe, der sich jede Rundfunkanstalt in dem ihr zukommenden Maße verpflichtet fühlt, ... beträchtlich gefährden“.²¹ Der WDR meldete also klare Vorbehalte gegen die Idee eines Servicesenders an. Allenfalls im Rahmen eines neuen Programms, welches werbefinanziert einer Art Luxemburg-Modell mit pädagogischem Anspruch gleich käme, wäre die Realisierung des Servicegedankens vorstellbar. Die Debatte über das geeignete Framing innerhalb des WDR spiegelte die immer stärker aufkeimende generelle Diskussion über die Zukunft des Hörfunks wieder. Dabei war auch der adäquate Umgang mit dem mobilen Publikum umstritten: Sahen die einen eine Chance darin, dass flotte Musik Aggressionen abbaue, so warnten die anderen vor einer Ablenkung vom Straßenverkehr, denn Radiohören im Auto schränke die Reaktion des Fahrers ein und erhöhe somit das Unfallrisiko. Das Ziel war bei allen Beteiligten aber das Gleiche: die emotionale Entlastung des gestressten Autofahrers in Kombination mit einer gezielten Steuerung des Verkehrsflusses.

Zweitens ging es nach wie vor um die Unabhängigkeit des Rundfunks. So warf die Abteilung Wirtschaft des WDR diese generelle Frage erneut auf. Dass „die Entstehungsgeschichte der Verkehrsdurchsagen und vor allem das Verfahren ... mehr Interessenten, Verbände etc. mit ähnlichen Wünschen an das Programm auf den Plan“²² rufen würde, bereitete große Sorgen.

Drittens standen in technischer Hinsicht mehrere Alternativen zur Diskussion. Zum einen besaß der WDR noch eine vierte UKW-Kette, die nicht flächendeckend mit Vollprogramm betrieben werden konnte, wohl aber für Nischensendungen in Ballungsgebieten wie Gastarbeiterprogramme oder das Hörfunk-Bildungsprogramm eingesetzt wurde. Vielversprechender war die Aussicht auf völlig neue Frequenzen im Bereich 100 bis 104 MHz, der für weitere Hörfunkanwendungen im Gespräch war. Dieser Frequenzbereich versprach einheitliche Frequenzen für das ganze Bundesgebiet, so dass Autofahrer

.....

¹⁹ Vgl. „Der Spiegel“ 1973, Nr. 30, S. 87.

²⁰ Vgl. Bericht der technischen Direktion an WDR-Intendant Klaus von Bismarck, 17.1.1966, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15324.

²¹ Brief des WDR-Intendanten, von Bismarck, an den WDR-Verwaltungsrat, 17.12.1965, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15324.

²² Brief der Abteilung Wirtschaft, Klaus Emerich, an den WDR-Intendanten von Bismarck, 23.2.1966, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15324.

zwischen den einzelnen Sendegebieten nicht würden wechseln müssen. Es war sogar denkbar, dass die Polizei im Frequenzbereich 87 bis 87,5 MHz, der direkt an den UKW-Bereich anschloss, aber zum Polizeifunkbereich gehörte, einen unabhängigen Sender installierte. Diese Idee war nicht abwegig, konnten doch die meisten Autoradios diesen Bereich ebenfalls empfangen.²³ Ausgeschlossen blieb hingegen die Übertragung des Verkehrsfunks über Mittelwelle, da dieser Frequenzbereich bereits überbelegt war.²⁴

Angesichts der vielfältigen Interessengegensätze, der Unsicherheiten im Umgang mit Verkehrsdurchsagen im Hörfunkprogramm und der Meinungsverschiedenheiten in technischen Fragen kamen alle Beteiligten darin überein, die Hoffnungen auf ein neues bundesweites Serviceprogramm der ARD zu setzen, welches über eine Senderkette übertragen werden sollte, die im Frequenzbereich 100 bis 104 MHz einzurichten sei. Die Technische Kommission der ARD präferierte spätestens seit dem Frühjahr 1966 diese Lösung. Technische Fortschritte, die den mobilen Empfang im UKW-Bereich erleichterten, sowie die zunehmende Verbreitung von UKW-Autoempfängern, nährten diese Hoffnungen. Für die Zwischenzeit schlug der WDR eine Lösung vor, nach der eine stündliche Durchsage erfolgen sollte.

Die Vertagung der Frage des Verkehrsfunks lieferte dem WDR-Verwaltungsrat einen Anlass, um gleich die gesamte ungeliebte Diskussion einer Reform des Hörfunks zu vertagen.²⁵ Nichtsdestotrotz verschwand der spezifische Aspekt der Verkehrsnachrichten niemals wirklich von der Agenda, weil er eben verkehrspolitisch erwünscht war und deshalb mächtige politische Fürsprecher besaß. Hinzu kam, dass die strukturellen Wandlungsprozesse im Medienensemble ungebremst voranschritten, v.a. hinsichtlich der Verbreitung des Hörfunkprogramms von Radio Luxemburg und der Entwicklung des Fernsehens.

Verkehrsfunk nach der Darmstädter UKW-Konferenz

Als im August 1969 die deutsche Frequenzverwaltung die europäischen Staaten zu einer internationalen Konferenz einlud, auf der die Frage der Zuweisung des Frequenzbereichs 100 bis 104 MHz für den Rundfunkdienst erörtert werden sollte, griff die ARD die 1966 vertagte Frage eines bundesweiten Serviceprogramms wieder auf. Sie setzte im März 1970 eine Kommission ein, die sich mit der Frage eines vierten Hörfunkprogramms als bundesweites Serviceprogramm beschäftigte. Dabei ging es in der Kommission nun konkret darum, erste Überlegungen für eine konzeptionelle Gestaltung des Programms vorzunehmen, v.a. hinsichtlich präziser Planungen der Programmdauer, gemeinsamen Musikeinspielungen und Programmschemata. Die Leitlinie bestand in einer „Überschaubarkeit des Programmgerüsts, eines absolut starren Gerüsts, daß jeder sofort und mühelos im Gedächtnis behält.“²⁶ Nachdem die Programmdirektoren und Sendeleiter der ARD-Anstalten die konzeptionellen Überlegungen auf einer Tagung am 2. September 1970 in Frankfurt abgesehen hatten, konkretisierten und erweiterten sie

.....
 23 Vgl. Bericht der technischen Direktion vom 17.1.1966, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15324

24 Vgl. Bericht der technischen Kommission an die ARD-Anstalten, 3.2.1966, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4 Intendant, 165.

25 Vgl. Korrespondenz des Intendanten, von Bismarck, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15324.

26 Cube 1972, S. 65

den Auftrag der Kommission. Nun sollten sehr konkrete Ideen bezüglich des Charakters des anvisierten Musikeppichs, der Kostenteilung des zentral eingespielten Programms zwischen den ARD-Anstalten, den technischen Anforderungen im Frequenzbereich 100 bis 104 MHz und der Zusammenarbeit mit der Polizei formuliert werden, um nach der Frequenzkonferenz möglichst zügig einen bundesweiten Verkehrssender errichten zu können. Bemerkenswerterweise waren in dieser Kommission genau die Redakteure und Sendeanstalten vertreten, die wie von Cube (BR), Haase (SR) oder Seibel (HR) später zu den Vorreitern der regionalen Verkehrs- bzw. Servicewellen der einzelnen ARD-Anstalten werden sollten. Ebenso bemerkenswert ist, dass der WDR an der Kommissionsarbeit nicht teilnahm.²⁷

Die Darmstädter Wellenkonferenz im März 1971 sollte sich dann als tatsächliche Zäsur in der Entwicklung des Verkehrsfunks erweisen, allerdings nicht entsprechend der Hoffnungen und Kalkulationen der ARD-Anstalten, insbesondere des WDR. Auf der UKW-Konferenz von Darmstadt scheiterte nämlich der Versuch, neue Senderketten im Bereich 100 bis 104 MHz einzurichten. Staaten wie Großbritannien und Frankreich, deren Hörfunkprogramme weiterhin vorwiegend auf Mittelwelle übertragen wurden, blockierten eine kurzfristige Erweiterung der UKW-Frequenzbänder, weil sie in diesen militärische Funkdienste betrieben, die sie vor Störungen aus dem Ausland schützen wollten. Aufgrund der sensiblen militärischen Anwendungen wurden sogar besonders hohe technische Koordinationsanforderungen an mögliche Rundfunkübertragungen im Bereich 100 bis 104 MHz gestellt, die jegliche Aussicht auf die baldige Errichtung einer bundeseinheitlichen Sendekette jäh zerstörten. Die Planungen der ARD-Kommission, den Verkehrsfunk auf neuen UKW-Frequenzen als eigenes Programm zu entwickeln, mussten fortan ad acta gelegt werden. So kam der Leiter des Frequenzbüros im Bundespostministerium zu dem knappen Fazit: „Das Ergebnis der Tagung in Darmstadt bedeutet schließlich, dass in der BRD das Vorhaben, ein bundesweites Sendernetz für den Verkehrsfunk zu errichten, noch nicht verwirklicht werden kann.“²⁸ Da nicht abzusehen war, wann neue UKW-Frequenzen oberhalb von 100 MHz verfügbar sein würden, standen für alle Sendeanstalten der ARD damit im März 1971 genau die beiden Optionen zur Wahl, deren abschließende Diskussion noch 1966 vertagt worden war: Entweder die Aufgabe vorhandener Programme zur Errichtung einer landeseigenen Service-Welle oder die stärkere Berücksichtigung von Verkehrsdurchsagen im bestehenden Programm.

Ungleichzeitigkeit und Uneinheitlichkeit prägten im Folgenden die Entwicklung innerhalb der verschiedenen Landesrundfunkanstalten. Mit Bayern 3 und HR 3 gingen bereits 1971/72 die ersten Service-Programme auf Sendung, die den Verkehrsfunk in den Mittelpunkt ihrer Programmkonzeption rückten. Dabei bauten die ersten Programme ganz wesentlich auf den konzeptionellen Vorüberlegungen auf, welche die ARD-Kommissionen im Laufe des Jahres 1970 erarbeitet hatten. Das persönliche Engagement der ehemaligen Kommissionsmitglieder war dabei eine sehr entscheidende Größe. Sie waren es, die nun innerhalb ihrer Landesanstalten die Umsetzung der konzeptionellen Vorüberlegungen vorantrieben. Freilich erhielten sie Unterstützung vom allgemei-

.....
²⁷ Vgl. Protokoll der Tagung der ARD Programmdirektoren und Sendeleiter in Frankfurt, 2.9.1970, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 8-3-2 HA Sendeleitung, 12065.

²⁸ Rudolf Binz: Geschichte der deutschen Frequenzverwaltung. In: Archiv für das Post- und Fernmeldewesen, 2, 1989, S. 232-277, hier: S. 245.

nen „Trend der neuen nutzerorientierten Programmphilosophie“,²⁹ die durch Radio Luxemburg und andere Nicht-ARD-Programme erfolgreich umgesetzt wurden.³⁰ Dennoch waren die Programme in ihrer Wirkung reduziert, da sie in denjenigen Senderketten aufgebaut wurden, die mit Gastarbeiterprogrammen besetzt waren, so dass B3 beispielsweise um 17:30 Uhr sein Programm beendete.³¹

Unbeantwortet blieb vorerst die Frage, ob der WDR den Verkehrsfunk in ein komplettes Serviceprogramm integrieren würde. Für den WDR stellte sich die Frage der Grundsatzentscheidung im Umgang mit dem Verkehrsfunk noch dringlicher, drängte doch Innenminister Weyer seit dem Januar 1971 – also noch vor der Darmstädter Konferenz – aufgrund verkehrspolitischer Überlegungen erneut auf eine Verbesserung des Verkehrsfunks. Den Anlass gab die im Januar veröffentlichte Verkehrsstatistik des Jahres 1970, die mit 19.193 Toten und 532.000 Verletzten eine historische Rekordmarke erreicht hatte. Im dicht besiedelten Nordrhein-Westfalen fiel die Verkehrsstatistik besonders negativ aus. Hieraus resultierte ein verkehrspolitischer Reformwille, dessen Ursache auch in der „Sensibilisierung für die Schattenseiten der Wohlfahrtsgesellschaft“³² zu suchen war. Die Kritik aus dem Innenministerium zielte dabei insbesondere auf die Wirksamkeit der Verkehrsdurchsagen seitens des WDR.³³ Dass es sich um ein tatsächlich brisantes Thema handelte, konnte man beim WDR auch daran erkennen, dass das Innenministerium nun sogar mit Radio Luxemburg zusammenarbeitete, war es doch an einer Verbesserung der Verkehrslenkung interessiert und nicht an einer Diskussion von „Programmphilosophien“. Der breite Erfolg beim Hörer machte Radio Luxemburg für das Innenministerium umso interessanter. Der für den WDR ungeliebte Kontrahent aus dem Nachbarland erhielt (kostenlos) die Verkehrsinformationen des Innenministeriums und sollte sich ab 1973 sogar mit dem WDR die Kabine im Ministerium teilen. Dies führte mitunter zu erheblichen Koordinationsproblemen, da anfangs die Sprecherkabinen nicht schalldicht getrennt werden konnten und die Sprecher gegenseitig im Programm des jeweils anderen zu hören waren.³⁴

Mit der Errichtung einer Verkehrsredaktion wurde die Abstimmung zwischen der Polizei und dem WDR intensiviert. Zu Beginn der Sommerferien 1972 platzierte der Sender in den Hauptreisezeiten einen Redakteur bei der Nachrichten- und Führungszentrale des Innenministeriums, um von dort aus direkt Verkehrsdurchsagen machen zu können. Zusätzlich richteten der WDR und die Polizei einen Kontaktkreis auf unterer Ebene ein.³⁵ Im Oktober 1972 wurde obendrein intensiv darüber diskutiert, zur Verbesserung des Verkehrswarndienstes Dringlichkeitsstufen der Nachrichten einzuführen und exakte Zeitpunkte der Informationsübermittlung von der Bundesmeldestelle an die Verkehrsredaktion festzulegen. Die Polizei gab nun Zeitfenster vor, in denen aktuelle Verkehrs-

.....

²⁹ Vgl. Marchal 2004, S.573.

³⁰ Vgl. Wolfgang Rumpf: Music in the Air. AFN, BFBS, Ö3, Radio Luxemburg und die Radiokultur in Deutschland, Berlin 2007.

³¹ Ab dem 1. Januar 1972 wurde das Programm bis 19.00 Uhr erweitert.

³² Klenke 1995, S.84.

³³ Vgl. Brief des Innenministers, Weyer, an den WDR-Intendanten, von Bismarck, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15325.

³⁴ Vgl. „Der Spiegel“ 1971, Nr. 30, S.87.

³⁵ Vgl. Protokoll eines Gesprächs zwischen Vertretern des Innenministeriums und des WDR in Köln, 7.12.1971, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 11432.

nachrichten besonders wichtig waren, d.h. der Berufsverkehr (Montag bis Freitag 7 bis 9 und 16 bis 20 Uhr) und der Wochenendverkehr (Sonntag 16 bis 20 Uhr). In diesen Zeitfenstern sollte dann das Programm so flexibel gestaltet werden, dass aktuelle Informationen sofort ins Programm eingebaut werden konnten.

Die Diskussionen um den Verkehrsfunk und den generellen Funktionswandel des Hörfunks gingen derweil nicht spurlos an den Verantwortlichen des WDR vorbei. So wandelte sich auch beim WDR die Verkehrsinformation langsam aber stetig von einem Fremdkörper zu einem integralen Bestandteil des Hörfunkprogramms, so dass die Verkehrsredaktion die Möglichkeit ergriff, die Meldungen journalistisch freier zu gestalten. Die geringe Attraktivität der Polizeidurchsagen sollte durch journalistische Frische ersetzt werden. Hinzu kamen Verkehrsinformationen aus nicht-amtlichen Quellen. Zwar rief dieser charakterliche Wandel der Verkehrsinformationen anfänglich Beschwerden seitens des Innenministers Weyer hervor, der schon im Sommer 1971 gleich in mehreren Schreiben an den WDR-Intendanten von Bismarck die Aufbereitungen der Nachrichten anprangert hatte. Er beklagte die Änderung des sachlichen Gehalts des polizeilichen Verkehrswarnfunks, da die Redaktionen nicht alle Meldungen verbreiten würden, die polizeilichen Quellen nicht genannt würden und darüber hinaus weitere Informationen aus anderen Quellen (ADAC, Verkehrsmelder etc.) hinzugefügt würden.³⁶ Letztlich musste sich Weyer aber den Argumenten beugen, dass eine breitere Informationsbasis und eine gesteigerte Attraktivität der Verkehrsdurchsagen der Sicherheit des Verkehrs und der effektiven Verkehrslenkung dienlich wären. Damit gewann der WDR gegenüber dem Innenministerium an Gestaltungsmacht.

Externe verkehrspolitische Gutachten zu den Voraussetzungen und Auswirkungen einer Autofahrerwelle, die der WDR bei der TU Karlsruhe, der Gesellschaft für rationale Verkehrspolitik in Düsseldorf und der Arbeitsstelle für verkehrssoziologische Forschung der LMU München in Auftrag gegeben hatte, unterstützten die Argumente des Innenministers für einen speziellen Verkehrsfunksender nach dem Vorbild von Bayern 3 und sprachen sich dezidiert gegen das vom WDR praktizierte Verfahren verbesserter Informationen im bestehenden Programm aus. Die gestiegenen Anforderungen an ein effizientes Verkehrsfunksystem schlossen es „nahezu aus etwa in einem anderen Programm mit verstärktem Autofahrerservice, ... die gesellschaftspolitische Aufgabe zu erfüllen.“ Die Gutachter kamen zu dem Schluss, dass „die Einwirkungsmöglichkeit des WDR auf das Verkehrsgeschehen in einem Ausmaß erforderlich“ werden würde, welches letztendlich das Programm „für den nicht autofahrenden Hörer unerträglich machen muss“.³⁷ Damit lag ein klares Votum für eine Service-Welle auf dem Tisch.

Auch intern gingen die Planungen der Hörfunkkommission zunächst in die Richtung einer speziellen Autofahrerwelle als Service-Programm mit eigenständiger Werbung. Dabei plädierte sie, dem Beispiel von Bayern 3 und HR 3 folgend, für eine Umsetzung der von der ARD-Kommission ausgearbeiteten Konzeption. Angesichts der weiterhin großen Vorbehalte innerhalb des WDR musste die Idee einer Servicewelle hausintern so lanciert werden, dass (1) das bisherige Programm im Kern erhalten oder gar gestärkt,

.....
36 Vgl. Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 15325.

37 Auswertung der im Auftrag des WDR erstellten Gutachten über die Voraussetzungen und Auswirkungen einer speziellen Autofahrer-Welle, Verkehrsredaktion, Alfred Zerban, 23.8.1972, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 8-4-4 HF Verkehr, 12053. (Zerban 1972)

(2) das Budget des WDR nicht weiter belastet und (3) Radio Luxemburg nicht als Vorbild dargestellt werden würde, sondern als ein Konkurrent, den der WDR qualitativ überragen und langfristig verdrängen sollte. Das Programm sollte aus einem Musikteppich mit stündlichem Wechsel der Sparten bestehen, wobei jeweils zur vollen Stunde eine Unterbrechung für drei Minuten Nachrichten und drei Minuten Service-Programm (Wetterlage, Verkehr etc.) angestrebt war. Bei wichtigen Meldungen sollte das Programm jederzeit unterbrochen werden können. Finanziert werden sollte das neue Programm durch eine drei- bis fünfminütige Werbeunterbrechung vor den Nachrichten.³⁸ Da die bestehenden drei Vollprogramme in ihrem Bestand unangetastet bleiben mussten, votierte die Hörfunkkommission dafür, in technischer Hinsicht die vierte Senderkette des WDR nutzbar zu machen, was aber die Aufgabe der Nischensendungen und vergleichsweise hohe Investitionen in die technische Infrastruktur (Sender) erforderlich gemacht hätte.

„De facto“ orientierte sich der WDR in starkem Maße am Programm von Radio Luxemburg. In einem internen Memorandum hieß es, dass „diese Musik ... so gestaltet sein (muss), dass die Hörer sich so versorgt vorkommen, als hörten sie Radio Luxemburg.“³⁹ Darüber hinaus hoffte man, auch die Werbung (und damit die Einnahmen) von Radio Luxemburg abziehen zu können. Insbesondere die Verkehrsredaktion wusste aber um die weiterhin vorhandenen internen Widerstände gegen das neue Programmformat und argumentierte aktiv gegen die Vorbehalte. Es sei nun einmal eine Tatsache, dass die „Luxemburg-Masche“ zunehmend an Hörern gewinne, so dass der WDR sich die Frage stellen müsse, „ob man diese Hörer, als sozial und bildungsmäßig deklassiert, nicht eines eigenen Programmes für würdig hält und sie getrost anderen Sendern überlassen“ könne. Vielmehr – so das Argument – müsste es doch das Ziel sein, „auch diese Hörer möglichst im WDR-Verbund zu behalten.“ Die Verkehrsredaktion gab zu bedenken, dass die Autofahrer-Welle ohnehin „ein Spezialprogramm ist und keineswegs Ansprüche auf politische und kulturelle Informationen befriedigt“, weshalb die „übrigen WDR-Programme weiterhin attraktiv bleiben“ würden.⁴⁰ Ein Verlust an Hörern wäre nicht zu befürchten. Vielmehr wurde der Hörfunkkommission in Aussicht gestellt, Hörer von Radio Luxemburg abzuwerben.

Beschlussfassung im WDR

Nachdem Bundeskanzler Willy Brandt am 18. Januar 1973 in einer Regierungserklärung im Bundestag die Verkehrssicherheit als vordringlich angesprochen hatte, intensivierte sich der politische Druck auf die Rundfunkanstalten, den Verkehrsfunk in der einen oder anderen Weise umzusetzen. Das Bundesverkehrsministerium legte mit Unterstützung der Landesinnenministerien den Rundfunkanstalten eine abgestimmte Konzeption für den Verkehrsfunk vor, die mindestens ein leichtes Unterhaltungsprogramm einforderte, das jederzeit unterbrochen werden konnte, ein bundesweit einheitliches Zeitfenster für Verkehrsdurchsagen vorsah und die sofortige Einblendung akuter Verkehrsstörungen wünschte. Weitere Forderungen betrafen die Abstimmungsprozeduren zwischen Anstalten und Landesbehörden. Ob die Rundfunkanstalten eine spezielle Autofahrerwelle

.....

³⁸ Vgl. Bericht der WDR-Hörfunkkommission, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 8-2 HF Kultur, 2193

³⁹ Bericht der WDR-Hörfunkkommission, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 8-2 HF Kultur, 2193.

⁴⁰ Zerban 1972

oder nur eine Umsetzung der Konzeption innerhalb des bestehenden Programms vornehmen würden, interessierte das Verkehrsministerium nicht.⁴¹

Die vielfältigen Entwicklungen zwangen den WDR praktisch dazu, in der Frage der Autofahrer-Welle Position zu beziehen, indem der WDR-Verwaltungsrat eine Grundsatzentscheidung fällte, welche vorerst gegen eine spezifische Autofahrer-Welle ausfiel. Mehrere Ursachen spielten in diesem Kontext eine Rolle, die nicht klar zu hierarchisieren sind. Einmal sind frequenzpolitische Erwägungen zu nennen, da der WDR im Falle einer tatsächlichen Erschließung der Frequenzbereiche 100 bis 104 MHz nachdrücklich den Bedarf zusätzlicher Frequenzen für ein Autofahrer-Programm anmelden wollte. Darüber hinaus sprach sich der Hörfunkdirektor, Fritz Brühl, vehement gegen eine konsequente Hinwendung zum Servicekonzept – wie es der Bayerische Rundfunk vorgemacht hatte – aus. Der Generationenwechsel, der sich innerhalb der WDR-Redaktionen vollzog, war noch in vollem Gange und erreichte seinen entscheidenden Höhepunkt erst im April 1974, als Manfred Jenke zum neuen Hörfunkdirektor gewählt wurde.

Wenngleich kein spezifisches Serviceprogramm eröffnet wurde, nahm der WDR 1972 und 1973 grundlegende Programm- wie redaktionsinterne Reformen vor, die eine konsequente Abstimmung der drei Bausteine des Verkehrsfunksystems bewirkte und den Forderungen des Bundesverkehrsministeriums ohnehin entsprach. Deutlich machte sich darin der verkehrspolitische Druck aus Düsseldorf bemerkbar, der den WDR 1972 dazu veranlasste, eine eigenständige Verkehrsredaktion einzurichten, innerhalb derer alle den Verkehrsfunk betreffenden Angelegenheiten gebündelt wurden. 1973 wurde WDR 2 zu einem Programm umgebaut, das sich verstärkt dem jüngeren Zuschauer und dem Autofahrer zuwandte. Es wurden auch Ideen aufgenommen, die dem Konzept der ARD-Kommission aus dem Jahr 1970 entsprachen, v.a. die profilierte, klare Programmstruktur und die Erkennbarkeit der Programme. Immerhin gelang es WDR 2 im Laufe der 1970er Jahre, nicht nur schnell zum beliebtesten Programm des WDR aufzusteigen, sondern ebenso Hörer von Radio Luxemburg zu gewinnen.

Neben der effektiveren Gestaltung des Verkehrsfunks sickerte der Servicegedanke auch indirekt in das Programm des WDR 2. Zum einen sollten Lücken zwischen Programmen effektiver mit Verkehrsdurchsagen gefüllt werden. Zum anderen wurden zunehmend Sendungen konzipiert, die im Grenzbereich zwischen der reinen Verkehrsinformation und einem informierenden Serviceprogramm anzusiedeln sind – beispielsweise „Freie Fahrt ins Wochenende“ – die beim WDR als verkehrspädagogische Beiträge gewertet wurden. Solche Sendungen trugen auch dazu bei, dass das Innenministerium, der WDR und der ADAC fortan immer enger zusammenarbeiteten.

Fazit

Der Verkehrsfunk muss als ein zentrales Element eines strukturellen Wandels des Mediensystems (in Nordrhein-Westfalen) gesehen werden. Er nahm eine Art ‚Katalysatorfunktion‘ für den eher langfristigen Umbau des Medienensembles insgesamt und dem internen Umbau des Hörfunkprogramms im Besonderen ein. Ihm fiel diese Rolle zu, weil er erstens die Service-Orientierung des Hörfunks verkörperte, zweitens ein (gesell-

.....
⁴¹ Vgl. Schreiben des Bundesministers für Verkehr an die Rundfunkanstalten, 8.2.1973, Historisches Archiv des Westdeutschen Rundfunks, Köln, 4-1 Intendant, 12839.

schafts-) politisch brisantes Thema darstellte, welches ausgeprägte Wechselwirkungen zwischen Mediensystem und Verkehrsentwicklung herstellte und er drittens deshalb der Politik einen Hebel lieferte, um (indirekt) gestaltend in die Entwicklung des Hörfunks einzuwirken.

Dass der Verkehrsfunk nach 1970/71 zum unmittelbaren Anlass für die Errichtung neuer Hörfunkprogramme und Programmformate wurde, ist im Wesentlichen auf zwei interdependente Faktoren zurückzuführen. (1) Verkehrspolitische Überlegungen spielten eine wichtige Rolle. In der Debatte um die Service-Orientierung von Hörfunkprogrammen besaß der Verkehrsfunk mit dem Innenministerium und der Polizei politisch gewichtige Fürsprecher, die den WDR zum Handeln drängten. Es lassen sich deutliche Parallelen zwischen politischem Druck seitens des Innenministeriums und konkreten Schritten des WDR erkennen. Schon in den 1960er Jahren galt, dass der WDR sich immer dann des Themas nachhaltig annahm, wenn es von der Politik forciert wurde. Die spezifische Situation des verkehrspolitischen Schlüsseljahrs 1970 erlaubte es dem Innenminister, massiv auf eine effizientere Gestaltung des Gesamtsystems Verkehrsfunk zu drängen. Der WDR musste sich aus verkehrspolitischen Erwägungen heraus der Diskussion um eine Verbesserung der institutionellen Zusammenarbeit mit den Verkehrsbehörden ebenso stellen wie der Service-Orientierung des Hörfunks insgesamt. (2) Technik: Die technische Entwicklung im Bereich des UKW-Rundfunks und insbesondere die Ergebnisse der Frequenzverteilungskonferenz von Darmstadt beendeten die lange Diskussion über technische Alternativlösungen und nahm die Landesrundfunkanstalten in die unmittelbare Verantwortung für den Verkehrsfunk.

Wenngleich der Verkehrspolitik (und der Verkehrsentwicklung) eine wichtige Katalysatorfunktion für den Wandel des WDR-Hörfunks zufiel, lässt sich die Entwicklung in Nordrhein-Westfalen bzw. beim WDR nur im Zusammenspiel mit weiteren Faktoren vollständig verstehen, die hier nicht erschöpfend genannt werden können. (1) Radio Luxemburg fiel in der Diskussion um den Verkehrsfunk eine besondere Rolle zu. Zum einen legte der Sender eine Programmkonzeption vor, an der sich der WDR abarbeiten musste. Zum anderen war RTL auch ein wichtiger Faktor, weil der Sender unabhängig vom engeren Thema des Verkehrsfunks aufgrund seiner Reichweite beim Hörer eine echte Alternative für das Innenministerium bei der Organisation des Verkehrsfunks darstellte. (2) In der massenmobilen Gesellschaft war ein Programm, welches sich auf den Verkehr und das Auto richtete, ein gesellschaftliches Bedürfnis, welches die Rundfunkanstalten kaum missachten konnten. (3) Der Generationenwandel innerhalb des WDR brachte in den frühen 1970er Jahren eine Reihe von Redakteuren in verantwortliche Positionen, die einen neuen Zugang zur Gestaltung von Radioprogrammen wählten. Mit Hörfunkdirektor Fritz Brühl trat beim WDR 1973 eine Generation ab, die das Radio noch als „Leitmedium“ begriff. So standen in den 1960er Jahren die Vorbehalte innerhalb der Hörfunkredaktion des WDR einer umfassenden Einbeziehung von Verkehrsfunkmeldungen in ein generell stärker serviceorientiertes Programm lange Zeit im Weg. Dass Programm für Verkehrsfunkmeldungen unterbrochen werden sollte, war für die Verantwortlichen ebenso unvorstellbar und suspekt wie die Notwendigkeit einer engen Kooperation mit der Polizei und dem Innenministerium, da dies die Unabhängigkeit des Rundfunks – immerhin ein hohes Gut – gefährde.

Christian Herzog and Michael Tracey

British Broadcasting Policy during the Seventh BBC Charter Period 1996-2006

This is the third of a series of four essays placing the last three and a half decades of British broadcasting policy in the context of modernity. In the first article we dealt with the broadcasting policies of the Thatcher governments and the rise of neoliberalism (1979-1990).¹ We argued that public service broadcasting (PSB) is the scene of an enormous ideological struggle over what should constitute the values of late modernity, invoking an effort to get „the public“ and „public institutions“ to re-imagine themselves as consumers rather than citizens, as purveyors of marketable goods rather than public goods. In the second article this was followed by an examination of the Birtist years until New Labour came to power. The key development during this period was the BBC's so-called Producer Choice reform which created a market for the programme-making practices of the Corporation. Producer Choice opened programme-making to outside competition, dismantling the distinction between the public and commercial sector that is vital to the very existence of the traditional PSB model.² In this third essay we cover the period from 1996 to 2006, when the seventh BBC Charter was in operation. Starting with the Davies Report, we address the creation of the Office of Communications (Ofcom), Ofcom's first statutory review of PSB, Greg Dyke's term as Director-General (2000-2004), and trace the path towards BBC Charter renewal in 2006. Treading this path, the BBC grounded its future strategy outline on the concept of public value. As in the preceding essays, we embed reflections of individuals who either shaped or were affected by the development of the BBC and British broadcasting policy in our narrative, complying with the notion that „[a]ny judgement concerning marketization must take account not only of the complex influences at work across a highly diverse set of institutions and practices, but also of how socially situated values are mobilised in cultural critique.“³

When Tony Blair became leader of the Labour Party in 1994 he amended Clause IV of Labour's charter, the commitment to „common ownership of the means of production, distribution and exchange“, and initiated a far-reaching restructuring and rebranding of what became known as New Labour.⁴ Many features of the neoliberal policies of the Thatcher administration were sustained by New Labour and this led to permanent frictions between a commitment to market liberalism and social authoritarianism.⁵ Hesmondhalgh accordingly refers to New Labour as a „hybrid of neo-liberalism, conservatism and social democracy“. ⁶ The transformation of the Labour Party into New Labour became manifest in three characteristics: first, a „modernization“ of policies, ideologies

1 Michael Tracey and Christian Herzog: Thatcher, Thatcherism and British Broadcasting Policy. In: Rundfunk und Geschichte, 40/1-2 (2014), pp. 63-76.

2 Michael Tracey and Christian Herzog: British Broadcasting Policy: From the Post-Thatcher Years to the Rise of Blair In: Rundfunk und Geschichte, 41/1-2 (2015), pp. 57-68.

3 Jonathan Hardy: UK Television Policy and Regulation 2000-10. In: Journal of British Cinema and Television, 9/4 (2012), pp. 521-547, here 543.

4 In August 2015, Jeremy Corbyn, leader of the Labour Party since September 2015, considered bringing back the original Clause IV. See Aisha Gani: Clause IV: a brief history. In: „The Guardian“ (London), 9 August 2015.

5 See Richard Heffernan: New Labour and Thatcherism: Political Change in Britain. Basingstoke 2001.

6 David Hesmondhalgh: Media and Cultural Policy as Public Policy: The Case of the British Labour Government. In: International Journal of Cultural Policy, 11/1 (2005), pp. 95-109, here p. 95.

and structures; second, a professionalization of campaigning and, third, an embracing of the pro-Tory mass media, which up to then had a critical, if not outright hostile, stance towards Labour.⁷ The Broadcasting Act of 1996 accordingly relaxed cross-media ownership restrictions and allowed newspaper groups with less than 20 per cent of national newspaper circulation to hold Channel 3 (formerly ITV) licences of up to a 15 per cent share of the total audience.⁸ The Labour leadership expected that winning over the conservative mass media would have a substantial effect on future elections and followed the route marked out by Richard Collins, then Research Director of the centre-left think tank and independent charity Institute for Public Policy Research (IPPR)⁹, and Christina Murrone in their influential book „New Media, New Policies“.¹⁰ Collins and Murrone argue that due to convergence, the distinction between media policy and communication policy is no longer sustainable. With regard to the BBC, „the country’s largest quango“¹¹, they outlined some kind of „third way“, arguing that the Corporation must be accountable to the public as well as commercially successful, and that it should be restructured but continue to be funded through the licence fee.¹² Most importantly, they floated the idea of a single media and communications regulatory body, Ofcom, which was first conceptualized by James Purnell, then a 24-year-old research fellow at the IPPR.¹³

Ofcom

Drawing on the IPPR’s ideas, in 2000, the Department of Trade and Industry (DTI) and the Department of Culture, Media and Sport (DCMS) jointly published the White Paper „A New Future for Communications“, which proposed relaxed rules with regard to the diversity of media ownership and the creation of Ofcom. The communications „super regulator“ would carry out the work previously done by five separate regulatory bodies and exercise some functions which up to then were to the province of the Secretary of State.¹⁴ In the policy-making process the novelty of pre-legislative scrutiny was applied. According to David Puttnam, Chairman of the Joint Scrutiny Committee: „The entire point of such a process ... is to test the value of policy proposals on the bases of expert evidence, and it would be very strange, and even a little offensive to Parliament, if the Government were to give the impression that some or all its policy recommendations were somehow ‚set in stone‘“.¹⁵

7 Des Freedman: *Television Policies of the Labour Party 1951–2001*, London 2003, p. 155.

8 The Act furthermore contained provisions relating to the award of multiplex licences and established a regulatory framework for the development of Digital Terrestrial Television (DTT) services. *Broadcasting Act 1996: Chapter 55*. London 1996.

9 The IPPR was a main policy engine for New Labour.

10 Richard Collins and Christina Murrone: *New Media, New Policies: Media and Communications Strategies for the Future*. Cambridge 1996.

11 Collins and Murrone: *New Media, New Policies*, p. 156.

12 Collins and Murrone: *New Media, New Policies*, pp. 156-157.

13 Matt Wells: Purnell’s progress. In: „The Guardian“ (London), 23 May 2005. Purnell, a key figure in UK media policy-making, later served as a Labour MP (2001-2010), Secretary of State for Culture, Media and Sport (2007-2008) and IPPR chair. At the BBC he has been a strategy advisor for John Birt and, since 2013, is the Corporation’s Director, Strategy and Digital.

14 DTI/DCMS: *A New Future for Communications*. Cm 5010, London 2000. See Gillian Doyle: What’s ‘New’ about the Future of Communications? An Evaluation of Recent Shifts in UK Media Ownership Policy. In: *Media, Culture and Society*, 24/5 (2002), pp. 715-724.

15 „Policy-making and Power“, Transcript of the Seminar, Session 2: Lessons from the 2003 Communication Act, 23 September 2005, London. In Christian Potschka: *Towards a Market in Broadcasting: Communications Policy in the UK and Germany*. Basingstoke 2012, p. 121.

The Joint Scrutiny Committee ensured that Ofcom was empowered to apply a plurality test to media takeovers, a measure interpreted as hindering Rupert Murdoch from buying Channel 5. Furthermore, the committee's report¹⁶ led to a distinction between citizens and consumers in the specification of Ofcom's duties. Instead of the hyphenated „consumer-citizen” formulation the draft bill envisaged, the committee ensured that Ofcom's principal duty was defined in the Communications Act 2003 as „(a) to further the interests of citizens in relation to communication matters; and (b) to further the interests of consumers in relevant markets, where appropriate by promoting competition“.¹⁷

In July 2003 the new Communications Act, „the most far-reaching piece of legislation ever of its kind“,¹⁸ received the final approval of the House of Lords and Royal Assent. From 2003 onwards Ofcom absorbed the functions of five previously separate regulatory agencies: the Broadcasting Standards Commission,¹⁹ the Independent Television Commission, the Office of Telecommunications (OfTel), the Radio Authority and the Radiocommunications Agency.²⁰ Some of these regulatory agencies such as the Broadcasting Standards Commission, historically, were more concerned with media policy, and their actions were determined by rather broad public interest considerations. Others, such as OfTel, were more concerned with information and communication technology, an area where the term „public interest“ is often used synonymously with universal access. Regulatory convergence between the two fields necessarily involved slimming down broader conceptions of the public interest.²¹ This also had an effect on the BBC, which to a limited extent falls under Ofcom's regulatory responsibilities.²²

Between 2003 and 2005, Ofcom carried out its first statutory review of PSB, a „synthesis of Annan and Peacock“ (referring, respectively, to the 1977 and 1986 reviews of the BBC), combining the „intellectual robustness of the Peacock arguments on consumer sovereignty with a much more sophisticated approach to arguments about public service broadcasting.“²³ With regard to the regional commitments of Channel 3, Ofcom concluded that these would no longer be sustainable due to insufficient economies of scale. Ofcom was concerned to avoid the BBC becoming a quasi-monopoly supplier of PSB and therefore considered other models for the future provision of PSB. Thus, the Public Service Publisher scheme was conceptualized to complement the BBC. The concept involved feeding a portion of the licence fee into the Public Service Publisher instead of forwarding it to the BBC.²⁴ The Public Service Publisher would then use this

.....
¹⁶ Report of the Puttnam Joint Committee on the Draft Communications Bill, Volume I, HMSO, HL Paper 169-I, HC876-I. London 2002.

¹⁷ Communications Act 2003. London 2003, section 3.1.

¹⁸ Potschka: *Towards a Market in Broadcasting*, p. 124.

¹⁹ The Broadcasting Standards Commission was amalgamated with the Broadcasting Complaints Commission by the Broadcasting Act 1996. See Chris Frost: *Journalism Ethics and Regulation*. Abingdon 2013, 3rd ed., p. 297.

²⁰ Gillian Doyle and Douglas W. Vick: *The Communications Act 2003: A New Regulatory Framework in the UK*. In: *Convergence*, 11/3 (2005), pp. 75-94; Jonathan Hardy: *Ofcom, Regulation and Reform*. In: *Soundings*, 39 (2008), pp. 87-97.

²¹ See Potschka: *Towards a Market in Broadcasting*, pp. 20-21.

²² Communications Act 2003. London 2003. See Doyle and Vic: *The Communications Act 2003*, p. 81.

²³ Steven Barnett as cited in Tom O'Malley and Janet Jones (eds): *The Peacock Committee and UK Broadcasting Policy*. Basingstoke 2009, p. 237. See also Peter Lunt and Sonia Livingstone: *Media Regulation: Governance and the Interests of Citizens and Consumers*, London 2012, pp. 94-116.

²⁴ Ofcom Review of Public Service Television Broadcasting. Phase 2: Meeting the Digital Challenge, London 2004, para 5.18. Ofcom Review of Public Service Television Broadcasting. Phase 3: Competition for Quality, London 2005, chapter 5.

budget to commission content from the independent media production sector to „facilitate the creation of innovative and publicly engaged material“.²⁵ In 2008, these plans were abandoned for the time being. According to Freedman, by then they had served their purpose of building consensus that the licence fee should not be exclusively for the BBC.²⁶

The Davies Report

In October 1998 the Labour government commissioned a review of the BBC's finances, which was carried out by an independent review panel led by former Goldman Sachs chief UK economist Gavyn Davies.²⁷ When Davies was appointed, some observers expected him to conduct a full and comprehensive review in the tradition of the major committees of enquiry in the post war period: Beveridge (1950), Pilkington (1962), Annan (1977) and Peacock (1986). Instead, with the BBC Charter still in operation until 2006, Davies was given rather narrow terms of reference, more like the Hunt Report (1982), which explicitly ruled out „an extensive review of the BBC's purpose and governance“ as well as „alternatives to the licence fee as the main source of BBC funding“.²⁸ Given that the previous committee of enquiry, led by Alan Peacock, went beyond their terms of reference, David Elstein, a media manager, producer and vivid commentator on UK communications policy, noted in retrospect: „I fully expected a new major review to be commissioned. It never happened. Thirty years on, despite massive changes in the technology and ecology of broadcasting, no UK government has felt the need – as one politician dismissively described the process – to pull up the plant in order to examine its roots. Instead ... Ofcom, has from time to time reported on public service broadcasting (PSB), even as the sector it directly regulates – the commercial public service channels, ITV, Channel 4 and Five – steadily ran down its PSB supply. ... Meanwhile, successive reviews of the BBC's Charter have largely ignored the wider PSB context that the four major reports from the post-war years had addressed.“²⁹

Keeping up with the times, the rational language of business economics thus increasingly replaced earlier, more holistic accounts which paid due attention to the BBC's cultural and societal role. The Pilkington report (1962)³⁰, for instance, was centrally concerned with television and the moral standards of society, something unimaginable during the 1990s broadcasting policy discourse, which focused on BBC funding, privatization and how to achieve a level playing field with commercial competitors. Davies reported in July 1999 and this made Chris Smith, Secretary of State for Culture, Media and Sport (1997-2001), the only minister in the post-war period who both introduced one of the major broadcasting inquiries and decided about the implementation of its

.....

25 Des Freedman: *The Public Service Publisher: An Obituary*. In: *Journal of British Cinema and Television*, 6/1 (2009), pp. 103–121.

26 Freedman: *The Public Service Publisher*, p. 114. The Public Service Publisher model falls under the category of „distributed public service media“. For varying degrees of competition in distributed public service media regimes see Christian Herzog and Hanno Beck: *Experimental Media Policy*. In: *International Journal of Digital Television* 7/2 (2016, forthcoming).

27 Davies would serve as Chairman of the BBC Board of Governors from 2001 to 2004.

28 Report of the Independent Review Panel (Davies Report): *The Future Funding of the BBC*. London 1999, p. 30.

29 David Elstein: *The Political Structure of UK Broadcasting 1949-1999*. Lüneburg 2015, p. 13.

30 Report of the Committee on Broadcasting, 1960 (Pilkington Report), Cmnd. 1753. London 1962. See also Jeffrey Milland: *Paternalists, Populists and Pilkington: The Struggle for the Soul of British Television 1958-1963*, PhD thesis. Bristol 2005, pp. 138-146.

findings.³¹ Davies' key recommendations were that the BBC's core revenue should increase roughly in line with the gross domestic product up to 2006 (2-2.5 per cent per annum in real terms). There should be a digital licence supplement and the BBC should seek a substantial injection of private capital into its profitable commercial arm, BBC Worldwide.³² Following the report, the BBC received a licence fee increase of 1.5 per cent above inflation for the period 2000/2001 to 2006/2007 in order to build up its digital presence. This involved digital versions of the channels BBC One, BBC Two, BBC Three, BBC Four, BBC News 24, CBeebies (aimed at children under 6) and CBBC (aimed at children aged 7-12)³³ plus new digital interactive services.³⁴ Beyond a new commitment to public private partnerships on behalf of the BBC, the increase was bound to the expectation that the Corporation would make over £1 billion in efficiency savings.³⁵ Davies' recommendation for a digital supplement was rejected.

Dyke's Director-Generalship

In June 2000 Greg Dyke, who looked back at a successful career in the UK print and broadcast media, took over the post of BBC Director-General from John Birt, who had created a first-mover advantage for the BBC by forging ahead into online news and launching BBC News 24. Birt's internal market, Producer Choice, which arguably saved the BBC from becoming subject to extensive government reforms, had led to exceptionally high administrative costs and frustration amongst BBC staff.³⁶ Under Dyke's leadership this development was reversed. Dyke set out to „cut the crap“ and he aimed to involve all BBC staff in his project „Making It Happen“.³⁷ Dyke was also welcomed by BBC staff because he had a very different personality than Birt, who left behind a good deal of anger at his regime. In an early period of his career, as Chairman of the ITV television licensee GMTV (1993-1994), Dyke saved the channel by introducing the popular television character puppet Roland Rat.³⁸ In contrast to Birt, who „sometimes seemed to yearn to think like a machine“ and was seen as stiff and over-formal, Dyke was more of a showman.³⁹ Former BBC journalist Chris Moore, who worked for more than 30 years in the World Service newsroom,⁴⁰ summed up the new BBC spirit under Dyke as follows: „[Dyke] has now set course for change with a capital C ... Change is preferable to no-Change and the sooner the better.“⁴¹

31 Elstein, 2015, p. 160.

32 Davies Report, pp. 32-35.

33 Jeanette Steemers and Alessandro D'Arma: Evaluating and Regulating the Role of Public Broadcasters in the Children's Media Ecology: The Case of Home-Grown Television Content. In: *International Journal of Media and Cultural Politics*, 8/1 (2012), pp. 67-85, here p. 69.

34 Michael Starks: *The Digital Television Revolution: Origins to Outcomes*. Basingstoke 2013, p. 58.

35 Freedman: *Television Policies*, p. 184.

36 According to former Head of BBC Television News Roger Mosey under Birt: „[i]teration' became word of the day, meaning endless rewriting of papers for sclerotic bureaucracy. I saw the worst of this in the high temple of Birtism: the annual performance review ... I had imagined we would talk about the content and strategy of news programming; instead we devoted hours to baroque performance indicators which were grouped graphically into something called 'the BBC cathedral' ... [W]e fretted collectively not about the main TV news bulletins or the Today programme but about whether the colour-coded scoreboard had properly changed from amber to green.“ Roger Mosey: *Getting Out Alive: News, Sport & Politics at the BBC*. London 2015, p. 245.

37 Mosey: *Getting Out Alive*, p. 249.

38 Greg Dyke: *Inside Story*. London 2004, pp. 81-82.

39 Mosey: *Getting Out Alive*, pp. 245, 246, 249.

40 Since its inception, the kernel of the World Service's activities are news. Alan Webb: *London Calling: Britain, the BBC World Service and the Cold War*. London 2014, p. 18.

41 Chris Moore: *Greg Dyke. My Part in His Downfall: Days and Awaydays in BBC News 2001-2004*. London 2015, pp. 11-12.

Arguably, Dyke's most important achievement was the introduction of Freeview, a terrestrial digital transmission platform launched in 2002. Sky and ITV joined Freeview, the new DTT service, from the start. For a one-off payment of around £100 for an adapter, viewers could receive up to 30 digital television channels, digital radio and interactive services via their rooftop aerial or their television set with a built-in digital tuner. Freeview was a tremendous success. By early 2004, 3 million British households (12.2 per cent) used Freeview and it was available in at least 73 per cent of households.⁴² Beyond that, Freeview had a substantial role in holding off subscription as a model of BBC funding by reason of the fact that it makes it technically impossible to switch off the signal to individual Freeview boxes. Investigating Freeview platforms in the UK, Australia (launched in 2009) and New Zealand (launched in 2008), Given and Norris accordingly refer to Freeview as „the survival strategy for free-to-view TV in the digital age“.⁴³

Dyke was forced to resign in the aftermath of the Kelly affair. The British scientist David Kelly had been the source for the BBC's Radio 4 Today journalist Andrew Gilligan's controversial claim that the British government had „sexed up“ a dossier on weapons of mass destruction which played a crucial role in supporting British involvement in the invasion of Iraq in 2003.⁴⁴ Dyke's mistake was to defend Gilligan immediately in public.⁴⁵ Tony Blair appointed Lord Hutton, one of Britain's most senior judges, to investigate the Kelly affair and in his extensive report, published in January 2004, Hutton examined the respective roles of the government and the BBC.⁴⁶ His report was seen as a whitewash for the government.⁴⁷ It also seriously damaged the BBC as it questioned the editorial practices and policy decisions of the Corporation. In particular, the report led to growing tensions between BBC management and governors and led Greg Dyke and Gavyn Davies, Chairman of the BBC Governors, to resign in 2004. Following Dyke's departure, the BBC Board of Governors appointed the then Deputy Director-General Mark Byford as Acting Director-General for a five-month term before Mark Thomson was installed as Director General in June 2004. During his short term as Acting Director-General, Byford played a leading role in developing the Corporation's manifesto for Charter renewal „Building Public Value“.⁴⁸

Building Public Value

Partly resulting from a general decline in advertising revenue and increasingly fierce competition throughout the period of its seventh Charter, the BBC was under attack from its commercial rivals. After Davies' investigation of BBC funding, it was clear that,

.....
42 In early 2004 the satellite take-up rate was 6.9 million (28 per cent) and 2.3 million households (9.1 per cent) used cable. Ofcom: Driving Digital Switchover. A Report to the Secretary of State. London 2004, p. 2.

43 Jock Given and Paul Norris: Would the Real Freeview Please Stand Up? In: International Journal of Digital Television, 1/1 (2010), pp. 51-68.

44 When Kelly was named as Gilligan's source the microbiologist and weapons inspector was asked to appear before the parliamentary foreign affairs select committee and subjected to considerable public scrutiny. Two days later he was found dead. Martin Montgomery: Broadcast News, the Live 'Two-Way' and the Case of Andrew Gilligan. In: Media, Culture and Society, 28/2 (2006), pp. 233-259.

45 Instead, Dyke could have set up an independent inquiry, following the example of Thames Television's conflict with the government about its documentary Death on the Rock in 1988. Mosey: Getting Out Alive, pp. 255.

46 Report of the Inquiry into the Circumstances surrounding the Death of Dr David Kelly C.M.G. (Hutton Report), HC 247. London 2004.

47 Richard Mulgan: Truth in Government and the Politicization of Public Service Advice. In: Public Administration, 85/3 (2007), pp. 569-586, here p. 577.

48 BBC: Building Public Value: Renewing the BBC for a Digital World. London 2004.

as part of Charter renewal, the role of PSB within British life and the BBC's place in it would need to be defined more precisely. The BBC strategy to shape the Charter Review process favourably involved turning to the concept of „public value“, which had been discussed in the Prime Minister's Strategy Unit since 2002. After the BBC, the Heritage Lottery Fund and Arts Council England would also turn to the public value theme. In all cases this involved more or less changing their practices and procedures in order to establish a deeper dialogue with their publics.⁴⁹

The concept of public value was first put forward by the Harvard Professor of Nonprofit Organizations Mark Moore in 1995.⁵⁰ During the 1990s, the new public management school of thought became extremely popular. At its essence is the effective application of private commercial management styles to public services. New public management aims to foster public accountability and organizational best practice.⁵¹ Instead of finding solutions for market failure by means of state intervention, at the core of new public management are market solutions to remedy state failure. From the mid-1990s onwards it became obvious that the practical application of new public management in many instances suffered from being excessively technocratic and rigid.⁵² Responding to these deficiencies, Moore argued that public administration could be improved and humanized if bureaucrats would be more systematically concerned about their wider support and legitimacy and aimed to increase public value through more sensible and flexible decision-making.⁵³ An outline of what this could involve for the BBC was published in 2004 under the title „Building Public Value: Renewing the BBC for a Digital World“. ⁵⁴ „Building Public Value“ defines the BBC's public purpose as serving citizenship and civil society, promoting education and learning, and stimulating creativity and cultural excellence. These are all propositions that Reith would have recognized and applauded, as he would the „drivers“ of this process: reach, quality, impact and value for money. At first sight, „Building Public Value“ is hardly different from the language that has always been used about the Corporation. Still, the term public value, which became a hallmark of contemporary discourse both within and about the BBC,⁵⁵ brings along with it a set of connotations.

According to Tessa Jowell, Secretary of State for Culture, Media and Sport (2001-2007), „[a] public value world would include a lot more ‚co-production of services‘ at the local level. Instead of funding what we think is important, we'd start by asking people what's important to them.“⁵⁶ This statement somehow echoes the 1981 statement by Mark Fowler, Chairman of the Federal Communications Commission (FCC) (1981-1987), who

.....

49 John Holden and Jordi Baltà: The Public Value of Culture: A Literature Review. European Expert Network on Culture (EENC) Paper. 2012, p. 6.

50 Mark Moore: *Creating Public Value: Strategic Management in Government*. Cambridge, MA 1995.

51 Christopher Hood: The ‚New Public Management‘ in the 1980s: Variations of a Theme. In: *Accounting, Organizations and Society*, 20/2-3 (1995), pp. 93-109.

52 Janine O'Flynn: From New Public Management to Public Value: Paradigmatic Change and Managerial Implications. In: *The Australian Journal of Public Administration*, 66/3 (2007), pp. 353-366, here p. 357.

53 Moore: *Creating Public Value*

54 BBC: *Building Public Value*.

55 Richard Collins: *Public Value and the BBC: A Report prepared for The Work Foundation's Public Value Consortium*. London 2007.

56 Cited in Richard Collins: *Public Value and the BBC*. p. 15

famously noted that „[t]he public interest would be determined by the public’s interest“,⁵⁷ repudiating the language of the 1934 Communications Act, which specified that station licence holders should broadcast in „the public interest, convenience and necessity“. ⁵⁸ Fowler’s statement introduced deregulation policies, which many believed transformed American television into a „vaster wasteland“, to quote Newton Minnow in his famous inaugural address as Chairman of the Federal Communications Commission on 9 May 1961.⁵⁹ In the UK context, another analogy can be found in the narrow definition of the public interest provided by Rupert Murdoch in his 1989 James MacTaggart Lecture: „[A] nybody who, within the law of the land, provides a service which the public wants at a price it can afford is providing a public service.“⁶⁰ In „Creating Public Value“ Mark Moore first set out a philosophy of public management, before he presented a diagnostic framework and eventually identified specific kinds of interventions.⁶¹ With regard to the BBC, a key future intervention grounded on the public value theme would be the Public Value Test, a measure of weighing public value against market impact, which became a role model for public broadcasters across Europe.⁶²

Eventually, „Building Public Value“⁶³ paved the way for the eighth BBC Charter, which enshrined the provision of public value in the BBC’s activities and included a number of changes to the Corporation’s management and purpose. In particular, the Board of Governors was abolished and replaced by the BBC Trust. Furthermore, the BBC’s prime functions were defined more specifically, including a provision to take „a leading role in the switchover to digital television“, ⁶⁴ which, in the context of the 2010 licence fee settlement, would involve contributing to the costs of broadband rollout.⁶⁵ The eighth Charter came into effect on 1 January 2007 and runs until 31 December 2016. It will be the subject of our fourth and final essay of this series. We will elaborate on how the notion of public value affected the last ten years of British broadcasting policy, cover Ofcom’s second PSB review and trace how the notion of contestable funding, manifest in Ofcom’s Public Service Publisher model, had an effect on the debates about the future of the BBC. Beyond this, we will trace the Charter Review process in 2015 and 2016, assess its outcome and close with some remarks about the future of the BBC in particular and PSB more generally.

.....

57 Peter J. Boyer: Under Fowler, F.C.C. treated TV as commerce. In: „The New York Times“ (New York, NY), 19 January 1987.

58 See Marc Sophos: The Public Interest, Convenience, or Necessity: A Dead Standard in the Era of Broadcasting Deregulation? In: *Pace Law Review*, 10/3 (1990), pp. 661-705.

59 Newton N. Minnow: A Vaster Wasteland. In: „The Atlantic“, April 2011.

60 Rupert Murdoch: Freedom in Broadcasting (The James MacTaggart Lecture 1989). In: Bob Franklin (ed.): *Television Policy: The MacTaggart Lectures*. Edinburgh: Edinburgh 2005, pp. 131-138, here. p. 133.

61 Mark Moore: *Creating Public Value*, p. 1.

62 See Karen Donders and Hallvard Moe: *Exporting the Public Value Test: The Regulation of Public Broadcasters’ New Media Services Across Europe*. Göteborg 2011.

63 BBC: *Building Public Value*.

64 Department for Culture, Media and Sport: *Broadcasting. Copy of Royal Charter for the Continuation of the British Broadcasting Corporation*, Cm 6925. London 2006, p. 3.

65 Christian Potschka: *Broadcasting Licence Fee Settlements in the UK and Germany*. In: *Economic Affairs*, 31/1 (2011), pp. 117-119.

Durchhalten und Dranbleiben

Zeitzeugengespräch mit Helmut Drück (Auszüge)

Dr. Helmut Drück, geb. 21. Januar 1932, arbeitete seit 1966 insgesamt 24 Jahre in verschiedenen Funktionen beim Westdeutschen Rundfunk (WDR). Von 1990 bis 1993 war er Intendant des RIAS, danach Beauftragter für die Deutsche Mediathek in Berlin. Margarete Keilacker fragte ihn am 30. November 2015 in Berlin ausführlich nach seinen Erinnerungen.

(Das komplette Gespräch finden Sie demnächst online unter: rundfunkundgeschichte.de)

Was war, wenn Sie auf Ihr langes Berufsleben zurückblicken, das, wo sie sagen, das muss jetzt unbedingt festgehalten werden?

Also, es geht um das Verhältnis von Rundfunk und Politik. Das habe ich erlebt bei meinem ersten Chef Klaus von Bismarck¹, wie dieser Mann, sozusagen Herzog ohne Land, politisch immer wieder ringen musste gegen diese massiven Versuche, die weitestgehend doch abgeblockt werden konnten. Und ich habe es wieder erlebt bei der Überführung von RIAS in das Deutschlandradio. Es ist nicht unmöglich, sich zu behaupten, aber es erfordert nicht bloß aktuell Mut und so etwas ähnliches, sondern die Beständigkeit, das Durchhalten, das Dranbleiben, den Leuten auf den Nerv gehen. Das ist eine so mühsame Sache. Und viele resignieren da und sagen, das hat ja doch keinen Zweck, die machen, was sie wollen. Da würde ich mich auch nicht ausschließen. Und dieses Verhältnis, das auch Sell² angesprochen hat, und darunter auch seine Schwierigkeiten hatte, ist wohl das Zentrale.

Und das betrifft alles. Auch den WDR?

Auch den WDR. Man darf nicht vergessen, im WDR-Verwaltungsrat waren fünf oder sechs amtierende Minister der Landesregierung. Und natürlich spiegelt das die Kräfte. Diese Leute sind legitimerweise auch Interessenvertreter ihrer Richtung. Und wenn du dich da nicht auf eine Richtung stützen kannst... Das war bei Bismarck so, der hatte allenfalls Willi Weyer, den FDP-Innenminister, auf seiner Seite. Gegenüber stehen Leute, die sich gegenseitig auch blockieren oder Interessen durchsetzen wollen.

Ich habe mich mal in einem anderen Haus interessiert für eine Direktorenstelle. Da hat mir der Intendant gesagt: Ach Herr Drück, Sie wissen doch, ich muss den und den nehmen.

Was war das Schönste in Ihrem Berufsleben?

Das waren die Jahre im WDR, weil da ein ganz bestimmtes Klima herrschte. Es war sehr programmbezogen, auch von der Intendanz her. Der Intendant von Bismarck hatte sein Büro neben dem Schaltraum des Hörfunks, nur zwei, drei Türen weiter. Und da war jeden Morgen die Schaltkonferenz für die WDR-Funkhäuser, einschließlich NDR und NDR-Funkhaus Berlin. Und da wurde das Tagesgeschäft besprochen. Leitung Chefredakteur. Das ging eine Viertelstunde, zwanzig Minuten. Bismarck ging da immer hin,

.....

¹ Klaus von Bismarck (*1912, †1997) war von 1961 bis 1971 Intendant des Westdeutschen Rundfunks (WDR).

² Friedrich Wilhelm Freiherr von Sell (*1926, †2014) wirkte von 1976 bis 1985 als Intendant des Westdeutschen Rundfunks (WDR).

wenn er irgend konnte. Und hat dann hinterher extemporiert, was ihm so einfällt und er wichtig fand, was ihm draußen begegnet ist. Und die Redakteure, die natürlich jetzt zur Arbeit wollten, scharften mit den Hufen. Kann ich denn weggehen, wenn der Intendant noch redet? Oder geht das nicht? Einer drückt sich vorbei und schleicht hinaus. Ein anderer sagt, „Herr von Bismarck: Entschuldigung Ich muss aber.“ Und ist laut rausgegangen. Also, das war ein programmnahe Intendant, der auch das Gespräch mit den Redakteuren suchte. Auch gewisse Vorlieben für Autoren oder Themen hatte, das aber durchaus zurückgenommen.

Während ich, das ist auch eine eigene Erfahrung dann im RIAS, es ganz schwierig fand, mit Redakteuren ins Gespräch zu kommen. Da gibt es inzwischen, was heißt inzwischen, vielleicht ist das in anderen Häusern schon immer so, auch eine gewisse Blockade, was von der Hausspitze her programmlich gedacht wird, ist praktisch unwichtig. Es sei denn, es ist eine brutale Entscheidung. Ein Ja oder Nein in irgendeiner Frage. Das wird natürlich dann akzeptiert mit entsprechenden Kommentaren. Aber subkutane Einflussnahme des Intendanten ist sehr schwer bis gar nicht möglich.

Worüber haben Sie sich am meisten geärgert?

Dass viele der Mitarbeiter gar nicht begriffen haben, in welcher privilegierten Situation sie sind; a) programmlich, dass sie wirklich die Programmherren und die Gatekeeper sind. Und dass das gewisse Verantwortung mit sich bringt, aber auch ganz ganz große Freiheit. Und b) auch hinsichtlich der wirtschaftlichen, der Produktionsbedingungen, die zu meiner Zeit, bis ich ausgeschieden bin, überall noch sehr gut bis üppig waren.

Jetzt kommt eine kleine Abschweifung: Mir hat gerade ein Verantwortlicher vom „Tagesspiegel“ gesagt, sie hätten im November und Dezember keinerlei Aufträge an freie Mitarbeiter vergeben können und werden keine vergeben, weil es weniger Anzeigen für das Weihnachts- und Silvestergeschäft gibt als sonst. Und dann müssen halt die Redakteure mal ran. Sagt ein Zeitungsmann. Also diese Opulenz versteht sich überhaupt nicht von selbst, in der freien Wirtschaft natürlich auch nicht. Und dieses Nichtverständnis, dass man eine so privilegierte Situation hat, das hat mich schon geärgert.

WDR: Gesprächspartner für den Intendanten

Sie waren beim WDR, ich sage mal so, lange Zeit die „graue Eminenz“. Kann man das so sagen? Immerhin haben Sie drei Intendanten erlebt und überlebt.

Das ist zu viel gesagt. Die „graue Eminenz“ unterstellt eine Einflussnahme, die eine Quasi-Vor-Formierung ist. Das konnte ich nicht, das hätte ich auch nicht gewollt. Ich wollte ein Gesprächspartner sein für den Intendanten oder auch das Gespräch eröffnen und sagen, vielleicht sollten Sie mal darüber nachdenken; und dann ein paar Gedanken oder Anregungen oder auch Kritik äußern, in der Hoffnung, dadurch Einfluss zu nehmen. Wenn du selbst gefragt wirst, sagst du natürlich, was du meinst oder was du dazu zu sagen hast. Aber „graue Eminenz“ ist ja so ein echter zweiter Mann, der aber nirgendwo in Erscheinung tritt. Und das war eigentlich bei allen Intendanten eher der Pressesprecher. Und bei Bismarck gab es Freundschaften mit Walter Dirks zum Beispiel, der sicher hat Einfluss nehmen können auf sein Programmverständnis. Aber echte „graue Eminenzen“ gab es nicht.

Sie waren zunächst Referent von Klaus von Bismarck?

Ja, das ist so... Ich wurde eingestellt im August 1965 als Referent für Entwicklungshilfe. Der Klaus von Bismarck hatte früh, wahrscheinlich über seine kirchliche Arbeit, ein Dritte-Welt-Interesse entwickelt, und dachte, der große und starke WDR könnte da sich einbringen. In einer Zeit, als das Bundespresseamt schon die ersten Leute reinholte zur Ausbildung oder auch Fortbildung, und dafür natürlich Rundfunkanstalten suchte, denn es hatte ja keine eigene. Da war mit die erste Anlaufstelle der WDR. Der hat da auch nicht Nein gesagt, insbesondere seit Bismarck im Amt war. Diese Leute wurden wirtschaftlich von der Carl Duisberg Gesellschaft betreut, aber programmlich und für die Ausbildung im Hause musste jemand zuständig werden. Das war mein Vorgänger, der von einem Tag zum anderen Herrn von Bismarck sagte, ich will zur UNESCO. Da gibt es gerade eine offene Stelle, die reizt mich, und es ist auch noch Paris. Bismarck sagte, ok, aber keine Lücke, bringen sie mir einen Nachfolger. Und da ich mit diesem Mann aus Studienzeiten befreundet war, es war Uli Schaeffer, hat er mich gefragt.

Ich war damals bei Mobil Oil in Hamburg in der Planungsabteilung, was mir überhaupt nicht gefiel. Es war intellektuell schon interessant, aber das, was man Unternehmenskultur oder so nennt, war absolut undenkbar. Ich bin dann also noch während der Probezeit weggegangen, weil diese Geschichte beim WDR kam. Ich hatte noch nichts anderes, aber ich wollte weg. Diese Mobil Oil-Zeit war natürlich außerhalb der eigentlichen Laufbahn, aber doch reizvoll. Die haben, wie alle Industrieunternehmen, Leute gesucht, die eventuell ins höhere Management aufsteigen können.

Und so begann ich im WDR als dieser Mensch für die Entwicklungshilfe, für die Praktikanten. Bismarck hatte einen persönlichen Referenten, der aus der Revision gekommen war. Das war ein Beamter aus dem Kommunalen, der sehr gut war, aber er hat das Alltägliche abgewickelt, im Persönlichen gab es nichts. Ich habe dann diese Entwicklungsgeschichten angefangen, die dann unangenehm gestoppt wurden durch eine – ob förmliche weiß ich nicht – Intervention aus der Staatskanzlei: Rundfunkmittel dürfen nicht für außerrundfunkbezogene Dinge verwendet werden. Und Entwicklungshilfe, auch wenn sie im eigenen Sektor ist, wurde nicht als rundfunkbezogen akzeptiert. Und der Plan von Bismarck, ein eigenes kleines College zu gründen, und es ein bisschen größer aufzuziehen, war gestoppt. Aber wir hatten schon viele Leute da, aus Libyen vor allem, aus Afghanistan. Wir hatten auch schon einen Ü-Wagen mit Personal in den Sudan, nach Khartum, geschickt zum Anlernen. Dann kam die Mannschaft zurück und der Ü-Wagen blieb dort.

Das war in den ersten eineinhalb Jahren meine Aufgabe – mit den Praktikanten zu arbeiten und sie im Haus unterzubringen. Die Mitarbeiter zögerten; es hieß: Wir haben doch keine Zeit; der kann doch kein ordentliches Deutsch und so. Und diese weich zu klopfen, zu sagen, ja, hier ist doch aber ein junger Mann, der wird dann wieder zurückgehen in seine Heimat. Das ist mir wohl auch weitgehend gelungen. Und als dann Hamann wegging, so hieß mein Vorgänger, wurde ich der persönliche Referent von Bismarck. Ich übernahm das, was der bisher gemacht hatte. Und wurde dann so langsam ein bisschen Gesprächspartner.

Wann war das etwa?

Das war 1967. ...habe aber die Entwicklungsländergeschichten nebenbei weiter ge-

macht. War dann auch viele Jahre Vorsitzender einer Arbeitsgruppe Dritte Welt in der ARD.

Ihnen hat „Die Welt“ angedichtet, dass Sie der „Außenminister“ des WDR gewesen seien. Bezieht sich das nur darauf?

Also, das ist eine Kurzformel. Ich habe tatsächlich darauf gedrungen, dass der WDR aus seiner NRW-Bezogenheit ein bisschen in die Welt guckt und wir uns aktiv einbringen beim Goethe-Institut. Die hatten einen Beirat. Bismarck wurde Mitglied eines International Council of Communications (ICC), für das wir auch einen Kongress in Köln abgehalten haben. Also, Bismarck hatte einen Sinn für ausländische Kollegen. Aber die förmlichen Außenkontakte hat der jeweilige Fachdirektor wahrgenommen. Also, der Hörfunkdirektor für die Hörfunkkommission der EBU usw.

Ich war mehr so Mädchen für alles. Wenn was diffus war und keiner Lust hatte, dann kam ich zum Zuge. Ach ja, die vielen Gäste aus dem Ausland. Wir wurden ja dauernd angelaufen. Und dann musste man für diese Gesprächspartner finden, wenn man es nichts selbst gemacht hat. Das war dann noch das Einfachste, wenn man das Rundfunksystem erklären sollte. Und dadurch kam die Einschätzung vielleicht zustande. Aber wir hatten kein Außenministerium.

Sie haben dann auch als Leiter der Hauptabteilung Sendeleitung und Zentrale Aufgaben für Fernsehen unter Hans-Werner Hübner gearbeitet.

Das ist jetzt ein Sprung. Ich war bei Bismarck bis zu seinem Amtsende am 31. März 1976, mit dem schönen Titel „Leiter der Intendanz“. Das war eine lange Zeit. Sie endete zunächst damit, dass ich Referent von Scholl-Latour wurde. Jeder Programmleiter hatte einen Referenten, und der von Scholl-Latour ging als Hauptabteilungsleiter zum Südwestfunk. Und Scholl-Latour brauchte mehr als jeder andere Direktor einen Schreibtischverweser. Das hat mich natürlich gelockt, weil das war programmnah. Und ich hatte für mich ja auch nicht ausgeschlossen, dass ich vielleicht mal im Programm landen könnte, obwohl ein erster Anlauf kläglich gescheitert war. Aber zu recht, denn das war stümperhaft gemacht.

So war ich eineinhalb Jahre bei Scholl-Latour. Das war interessant, weil dieser Mann so ganz anders gestrickt war als ein typischer ARD-Direktor. Er war extrem programmbezogen, aber mit Scheuklappen. Also: Aktuelles, Hintergrund und Ausland war wichtig, Unterhaltung, Sport und dergleichen war alles total uninteressant. Der hat sich gelangweilt in Sitzungen, die ja bei der ARD länglich sind. Er hat versucht, als Programmleiter sie etwas stringenter abzuhalten, aber die Leute labern. Er hat das durchlitten. So kann man das schlicht bezeichnen...

Dann gab es diese Redakteursbewegung. Von Bismarck zunächst freundlich-distanziert gesehen, von Hammerschmidt bekämpft wie der Teufel das Weihwasser. Da gab es in der ARD ziemlich starke Fronten. Der WDR war dann schnell an der Spitze der Bewegung für ein Redakteursstatut. Mir gefiel das auch gut. Dann sagte Klaus von Bismarck: Warum nur die Redakteure? Wir haben Ingenieure, wir haben Techniker, wir haben viele Verwaltungsleute. Dann machen wir – das Wort stammt dann wieder von mir – eine Beteiligungsordnung. Und ein Kapitel der Beteiligungsordnung ist die Redakteursversammlung mit dem Redakteursstatut. Das gab lange, lange Verhandlungen. Aber jeder

Sektor hatte dann seine Vertretung, neben dem Personalrat, daran musste man ja auch denken. Diese Beteiligungsordnung ist die erste in der ARD gewesen.

Und dann hat Bismarck, der ja mehrfach angefeindet wurde, in Frankfurt, vielleicht Februar 1974, bei einem epd-Kongress eine Rede gehalten. Er hat auf Gefahren im Programm hingewiesen, die sehr schwer einzufangen seien. Da seien Tendenzen, die beobachtet werden müssten. Also, er meinte das „Kritische Tagebuch“ und so ein paar Sachen, die ihm auch missfielen. Die epd-Meldung war wie üblich 20 Zeichen. Und der Vortrag war länglich und wie oft bei Bismarck mit relativ weichen Formulierungen. Das führte zu einem Aufstand im WDR. Er musste auf der Redakteursversammlung das erklären. Der Verwaltungsrat, der sich dann in dieser Sache auch auf Seiten Bismarcks hätte stellen können, denn die haben alle noch viel kritischer gedacht als er, der hielt sich schön fein raus und dachte: Das schwächt den Bismarck ein bisschen und ist gar nicht so schlecht. Das war der Anfang der Bismarckschen Schwierigkeiten in seiner Endphase...

In diesen Zeiten beim WDR, als Sie in vielen verantwortlichen Funktionen waren, gab es das Problem der Regionalisierung. Da haben Sie mal schöne Sachen von Hin und Her, Für und Wider erzählt. Was war dabei das Grundproblem?

Also, es war eine One-Man-Situation. Sell war im Urlaub in der Schweiz, irgendwo auf einer Hütte. Er rief mich eines Tages an, dass er das vorhabe und es seine Marke werden soll. Regionalisierung lässt sich ganz gut begründen, denn Westfalen war immer ein WDR-Problem, Studio Münster, Studio Bielefeld fühlten sich immer als Hintersassen. Und die Region hat sich auch immer wieder mal gemeldet. Und seine These: Mehr Öffentlichkeit wagen – hat er wohl auch mal als Buchtitel verwendet – näher heran an den Zuschauer und den Hörer, Betonung des Regionalbezugs. Vielleicht aber, da weiß ich nicht, ob es wirklich die Motivation war, um den regionalen Verlegern Paroli zu bieten. Was natürlich eine zweischneidige Geschichte ist. Denn mit Lokalem müssen die ihre Kleinanzeigen akquirieren.

Es kam dann also zu diesen Plänen, die natürlich viel Geld kosteten; Studio gründen mit aller Infrastruktur ist eine richtige unternehmerische Entscheidung. Aber da hat er sich durchgesetzt; nicht gegen wirkliche Widerstände, aber gegen tausend Fragezeichen vor allem aus dem Haus.

Kann man das Kabelpilotprojekt Dortmund auch auf diese gute Seite des WDR schreiben?

Also diese ganzen Kabelpilotprojekte waren ein bisschen ein Feigenblatt für die neue Technik. Die hätte man vermutlich nicht gebraucht. Aber man hat dafür einen Kabelgroschen durchsetzen können und hatte damit etwas zusätzliches Geld gewonnen. Gut, daraus wurde hinterher das Studio Dortmund. Aber, da hat der Autor und Betreuer dieser WDR-Programmgeschichte,³ Klaus Katz, sehr gut gewirkt. – Er war ja auch im Planungsausschuss und gehörte zu meiner Hauptabteilung.– Er hat gezeigt, dass man mit relativ überschaubaren Mitteln lokales Programm machen kann. Aber in Dortmund wurde ja nicht wirklich Lokales gemacht, sondern Subregionales. Im Fernsehen Lokales machen ist ein großes Problem. Man sieht das bei den Privaten, es funktioniert nirgends. Solche Anstalten wie der rbb in Berlin kriegen mit, wie schwierig das ist.

.....

³ Gemeint ist das dreibändige Werk. Klaus Katz et al: Am Puls der Zeit. 50 Jahre WDR, Köln 2006

Dabei ist Berlin noch eine große Stadt. Aber die können keine Bundespolitik machen; die Landespolitik ist wie überall nicht besonders fotogen; es sei denn, man macht den Polizeibericht, aber da müsste man so viele Leute draußen haben...

Zu Ihrer WDR-Zeit habe ich nur noch eine größere Frage: Der WDR galt als Rotfunk. Wie haben Sie das erlebt?

Der WDR galt als Rotfunk, was sich aus dem Programm, aber auch aus der Mitarbeiterschaft erklärt. Im Programm gab es mit „Kritisches Tagebuch“ schon manche Sendung, die gegen den Strich gebürstet war. Aber interessant ist, dass bei einer der üblichen Beschwerden mal minutiös nachgezählt wurde, wie war die Berichterstattung und die Kommentierung zum Paragraph 218? Und es kam heraus: fifty-fifty. Großer Stolz: Wir sind ausgewogen! Als Beleg für den Rotfunk wurden halt Einzelsendungen herausgepickt. Die erste, das war mein erstes richtiges Programmiererlebnis, war die Sendung „Heia Safari“ im Jahr 1966. Das war eine Sendung von Ralph Giordano, zweimal 90 Minuten über die deutsche Kolonialpolitik. Sie hat aufgeräumt mit der Mär, die im deutschen Bürgertum herrschte, wir seien die sauberen Kolonisatoren gewesen, im Gegensatz zu diesen Briten und Franzosen. Eine Wahnsinnsendung damals. Programmschwerpunkt mit zweimal 90 Minuten. Und da blieb von dem alten Bild der Kolonialgeschichte wirklich kein Stein mehr auf dem anderen. Das führte zu empörten Briefen, ganzen Briefwellen. Und der Intendant hat entschieden: Das geben wir unserem Entwicklungsreferenten. Ich bekam also einen solchen Riesenstapel Post zum Bearbeiten. Und weil der Aufschrei so groß war, hat Bismarck entschieden: Wir machen eine Diskussionssendung im Fernsehen dazu. Also im Studio wurde ein Halbrund aufgebaut. Unten saßen Macher und Kritiker. Dann wurde diskutiert. Und im Publikum saßen viele, die auch Briefe geschrieben hatten. Es war also eine lebendige Diskussionssendung, wer der Moderator war, weiß ich gar nicht mehr. Auf jeden Fall wurde das im Haus, insbesondere durch den Chefredakteur Wördemann, wahnsinnig kritisch begleitet: Das kommt ja nun überhaupt nicht in Betracht; der Vox populi eine Sendung zu gönnen; wir machen Programm und die schauen zu. Wenn das erst anfängt, bricht die ganze Programmautonomie zusammen...

Und Friedrich von Nowotny⁴, war das für Sie nochmal ein Extra-Einschnitt?

Es war ein Einschnitt, denn mit den beiden vorherigen Intendanten war ich vertraut und man kannte sich gegenseitig. Und Nowotny war vorher ja der sogenannte „Intendant Süd“; das bedeutet: Studioleniter Bonn. Zu Bismarcks Anfangszeiten war das ein Herr von Danwitz, ein feiner Mann, ein Journalist, der wahrscheinlich um elf Uhr ins Büro kam: Er hat dann irgendwann auch einen Kommentar gesprochen. Er betrachtete Bismarck auch als Herrn. Damals wurde im Studio Bonn nur Hörfunk gesendet, fernsehmäßig wurde Bonn von Köln aus wahrgenommen.

Dann kam Nowotny vom Saarländischen Rundfunk, der schon Fernseherfahrung hatte, als sehr agiler Mann, der seine One-Man-Show in allen Bereichen durchzog: Chefredakteur, Programmdirektor unwichtig, Intendant naja. Daher der Spitzname „Intendant Süd“. Das hat ja auch was Positives, das ist ein Starker, der macht sein Ding. Und dann wurde er überraschend Intendant. Damit hatte keiner gerechnet. Vielleicht er selbst auch nicht. Das war dann ein sehr anderer Stil. Manchmal sehr kurz angebunden. Bei

.....
4 Friedrich von Nowotny (*1929) war von 1985 bis 1995 Intendant des Westdeutschen Rundfunks (WDR).

einer kritischen Sache mal, das ist mir im Gedächtnis geblieben, hat jeder Direktor sein Votum abgegeben, die waren gespalten. Und dann sagt der Intendant: Ja meine Herren, dann wollen wir uns mal warm anziehen. Das Problem war also nicht gelöst. Das wäre bei den andern anders gelaufen.

Ich hatte mit Nowotny einen korrekten, aber keinen nahen Umgang. Ich war beim Fernsehdirektor Hans Werner Hübner; wir konnten sehr gut miteinander: Er war am Anfang etwas skeptisch, das war aber nach kurzer Zeit überwunden. Und er war dann wohl ganz froh, dass ich als Sendeleiter an seiner Seite war, so als Stellvertreter in übergeordneten Dingen.

Vielleicht sollte man noch eines erwähnen in Sachen WDR: Die Kontroverse Sell/Rohrbach über „Soll und Haben“ nach dem Roman von Gustav Freytag. Also, in den Augen von Sell – und das teile ich – eine antisemitische Geschichte. Rohrbach wollte den Roman verfilmen. Das ist so eine Kaufmannsgeschichte in Schlesien, zweite Hälfte neunzehntes und etwas zwanzigstes Jahrhundert. Eine Situation zwischen einem erfolgreichen jüdischen Kaufmann und der Kleinstadt, in der das alles stattfindet. Sell, der bis dato nichts davon wusste, bekam das als Verwaltungsvorlage auf seinen Tisch.

Er hat es sofort angehalten, weil bei ihm was klingelte. Er hat das Buch dann nochmal gelesen und Rohrbach verboten, das zu produzieren. Da steckte natürlich schon Geld drin für das Drehbuch. Dann ging es in den Verwaltungsrat und Sell stoppte das. Es gab große Auseinandersetzungen zwischen den beiden Männern; Spaziergänge am Rheinufer. Rohrbach behauptete, er hätte das philosemitisch inszenieren lassen. Und Sell sagte, die Figuren, die sie da drin haben, das geht vermutlich nicht.

Auf jeden Fall: Es gab richtig großen Krach. Sell hat natürlich nicht nachgegeben und das Ding wurde nicht produziert. Rohrbach hat die nächste Möglichkeit genutzt, sich zu verändern und ist gegangen; aber die Treppe hinauf zur Bavaria. Er ist sicherlich einer der wichtigsten Fernsehfilmleute. Also, das war, auch wenn man bundesweit guckt, einer der ganz seltenen Fällen, wo ein Intendant mal eine einzelne Programmentscheidung, wenn auch im negativen Sinne, an sich gezogen und getroffen hat.

RIAS: „Ich dachte, man könnte mehr vom RIAS erhalten“

Sie wurden dann Intendant des RIAS. Dazu gibt es in dem Buch von Lojewski/Zerdick⁵ ein ausführliches Interview.

Ein Interview? Sehen Sie, das ist schrecklich. Ist weg.

Hat Sie der WDR weggelobt, oder wollten Sie das selbst werden?

Nein, wenn Sie in einer solchen Position waren wie ich, immer nah an Entscheidungsträgern, aber nie entscheidend, dann ist das schon eine verlockende Frage, die an sie gestellt wird, ob sie nicht in einem kleineren Rahmen das auch selber machen wollen. Und ich wurde von den Amerikanern gefragt, die aber vorab deutsche Quellen befragt hatten.

Dem geht eine kleine Geschichte voraus: Als der Intendant der Deutschen Welle Ahlers gestorben war, hat die FDP sich bei Kohl gemeldet und gesagt: Wir wollen den Intendanten

⁵ Günther von Lojewski, Axel Zerdick (Hrsg.) Rundfunkwende. Der Umbruch des deutschen Rundfunksystems nach 1989 aus Sicht der Akteure. Berlin 2000.

danten. Da hat Kohl gesagt: Nein, nein, ihr habt schon das Außenministerium, also Deutsche Welle nicht auch noch. Da war Genscher noch Außenminister. Aber, wenn mal wieder was frei wird und ihr habt jemanden, meldet euch.

Da hat also Hermann Meyn, der 1989 im „Funkreport“ schrieb, die Entscheidung für Sie sei das Ergebnis einer Koalitionsabsprache zwischen CDU und FDP, recht?

Vielleicht kann man das so sehen, ja.

Dann wurde der RIAS frei, weil der Intendant Rohe als Kommunikationsdirektor zur Deutschen Bank ging, was besser vergütet wurde. Und in Berlin, das ja zunächst einmal dran gewesen war sich Gedanken zu machen, hat man es sehr säumig betrieben – ich glaube, das kann man heute so sagen –, mit einem Vorschlag an die Amis heranzutreten. Und die wollten keine Vakanzen und nicht den amtierenden Intendanten zum Nachfolger machen. Aus welchen Gründen weiß ich nicht; das war ein verdienter Mann. Da waren also die Drähte zwischen der Baracke, Berlin und dem Kanzleramt aktiv, man hat anscheinend einiges besprochen. Aber die FDP hat sich erinnert an diesen Spruch von Kohl. Und als ich von der FDP gefragt wurde, habe ich gesagt: Ja, ihr könnt mich benennen, wenn ihr vorher schon zwei andere gefragt habt. Alte FDP-Recken, die wollten beide nicht. Dann habe ich gesagt: Dann benennt mich mal. Die Amis haben mich daraufhin gleich eingeladen, waren angenehm überrascht, das ich mich halbwegs englisch ausdrücken konnte und hatten mich bestimmt auch NSA-gescreent. (...) Und Kohl, dem mein Lebenslauf vorlag, hat Scholl-Latour angerufen, fragte ihn: Wie ist der denn, kann man ihn nehmen? Und Scholl-Latour hat sich positiv geäußert. So haben die Amis in Berlin den Deutschen gesagt, wir wollen den nehmen. Sie bekamen aber ewig keine Rückmeldung. Das zog sich hin von Juni bis Oktober 1989. Dann hatten die es dicke und haben ohne weitere Absprache mit den beiden großen Parteien in Berlin mich ernannt. Dienstbeginn ist der 1. Januar 1990. Es stand überall in der Presse. Und wie ich meiner Stasi-Akte entnahm, gab es zwischen der Baracke und Berlin, das war damals der Bürgermeister Momper, und zwischen dem Kanzleramt und dem Oppositionsführer Diepgen heftige Telefonate. Die hatte der Osten alle mitgeschnitten; steht alles in meiner Stasi-Akte und übersetzt auch die amerikanischen Telefonate zu meiner Personalie. Bonn und Berlin haben sich gegenseitig beschimpft, wie das passieren konnte. Die CDU sagte, wir hatten doch auch jemand; die SPD wollte jemand haben, hatte aber wohl keinen. Denen ist einfach ihr Zeitspiel nicht bekommen. Und betr. CDU/FDP-Absprache: Ich würde sagen, die CDU hat dann einfach hingegenommen, dass es so gelaufen ist.

Wie schnell haben Sie begriffen, dass Sie der letzte Intendant des Senders sein werden? War von Anfang klar: Das wird nicht mehr?

Also, ich habe das auf sehr deutliche Weise mitgekriegt. Am 30. Dezember 1990, damals waren wir ja noch bundesfinanziert, kam der zuständige Ministerialdirektor angefahren, hatte sich angemeldet für eine Tasse Kaffee, die hatte ich ihm angeboten. Dann holte er einen Brief aus der Tasche. Da stand drin: Sie sind hiermit zum 31.12.1991 gekündigt. Also eine Einjahresfrist. Ich sagte: Ja, das ist kein freundlicher Akt, aber vielleicht müssen sie das tun, weil ja so vieles in Bewegung geraten ist. Er meinte, ja, so ist es, alles wird nicht so heiß gegessen, aber man muss die Möglichkeit haben.

Jemand, nicht ich, hat es dem „Spiegel“ durchgesteckt. Und in einer Januar-Nummer erschien eine Personalnotiz, dass der Drück schon ein Abeundus ist.

Kleine Petitesse am Rande: Am Nachmittag desselben Tages rief er nochmal an: Ich schicke ihnen meinen Fahrer vorbei. Ich habe vergessen, mir quittieren zu lassen, dass sie das Schreiben bekommen haben. Dann sagte ich: Sehr geehrter Herr X, meinen sie, ich würde das leugnen, wenn es hart auf hart kommt? Ja, aber für die Akten! Das ist funktionierende deutsche Bürokratie. Man sollte für sie dankbar sein, wenn sie funktioniert.

Wie würden Sie Ihre Amtszeit schildern? Sie standen doch dann von allen Seiten unter Druck. In der Presse war zu lesen: Sie wurden zu einem allseits respektierten, unermüdeten Anwalt für die Sache des RIAS.

Och, das ist nett. Ich dachte, man könnte mehr vom RIAS erhalten. Und es gab auch gute Chancen, weil ich mit dem Intendanten Stolte – oder er mit mir – Einvernehmen darüber hatte, dass das ZDF das als Gelegenheit benutzt, um sich Hörfunk zuzulegen. Und das hätte auch gut gepasst. Dann wäre es eine Vollanstalt geworden, mit zwei Orchestern! Da hat er eher zurückgeschreckt. Aber das gehört dazu beim Rundfunk. Das wurde kein wirkliches Thema. Es war ja überhaupt nichts entschieden. Aber es war die erklärte Absicht. Das hätte mir auch sehr gut gefallen: Hörfunkdirektor ZDF mit Dienstsitz Berlin; das wäre wunderbar gewesen.

Dann kam es, das Datum weiß ich nicht mehr genau, wahrscheinlich im Frühjahr 1992, zu einer großen Sitzung, in der die ARD vertreten war. Der ARD-Vertreter kam damals vom WDR, das heißt Herr Jenke, ein guter Bekannter, wir kannten uns ja seit Jahrzehnten. Und Jenke, ohne zu mir rüber zu gucken, erklärte also, die ARD wird niemals akzeptieren, dass das ZDF Hörfunk kriegt. Und hat durchschimmern lassen, wir haben auch Beziehungen zu allen Staatskanzleien. Aber die Message war kristallklar. Und auch ohne zu mir rüber zu gucken, sagt Stolte: Gut, dann ist das erledigt. Das war natürlich ein Blow. Ich habe gedacht, meine Güte, man kann doch nochmal verhandeln...?

Aber ich gebe zu: Es gibt manchmal Situationen, wo du einfach den Knoten durchhauen musst. Stolte hatte keine Lust mehr, da er wohl dachte, ich bekomme es am Schluss doch nicht durch, denn richtig verlieren will ich nicht. So richtig deutlich in der Debatte war es ja noch nicht. Die beiden Männer wussten davon und auch das Haus ahnte es. Das war also damit erledigt.

Das war etwa gleichzeitig als sich abzeichnete, dass man während der verheerenden Auflösung des ganzen Ostrundfunks (Hörfunk und Fernsehen) – aus schlechtem Gewissen oder warum immer – beschlossen hat: Ein Ostprogramm soll überleben. Das war DS Kultur, das in die neu zu gründende Anstalt aufgenommen werden musste. Dann habe ich dafür gekämpft, dass Deutschlandfunk und RIAS im Wege des Burden Sharing die Ostkollegen je hälftig aufnehmen. Deutschlandfunk hat sich absolut geweigert, sie haben zwei RIAS-Kollegen übernommen, am RIAS hingen die ganzen Ostleute. Das zwang dazu, dass bei uns eine Frühpensionierungswelle durchgezogen werden musste. 58-Jährige mussten mit Handschlag gehen. Das war für das Haus richtig hart und unangenehm, weil es a) viele Leute getroffen hat, die keine Zukunft mehr sahen; und b) weil sie einige der Ostleute auch kannten. Und von denen konnte man ja zumindest annehmen, dass sie dem System genehm waren. Es müssen ja keine Aktivisten oder

sowas gewesen sein. Aber sie konnten im Ostrundfunk arbeiten und waren deshalb auf keinen Fall Dissidenten.

Wir hatten im Haus einige Ostleute, die Verfolgung erfahren hatten, oder ihre Familie. Und es gab da schon einige, die das kaum schlucken konnten, dass diese Redakteure kamen. Und Tatsache ist, sie wurden alle ins RIAS-Funkhaus umgesetzt. Da kamen Musikdramaturgen und ähnliche, was der RIAS nicht kannte, weil wir das nicht für nötig fanden.

Ich glaube, die Anfangszeiten im neuen Deutschlandradio waren schwierig. Das wurde mir erspart. Ich hatte die Sorge, was wird daraus. Ich war enttäuscht vom Land Berlin, das einen Hebel gehabt hätte, denn es stand damals eine Gebührenerhöhung an. Und Berlin hätte sagen können, wir wollen auch zustimmen, aber vorher wollen wir in Sachen RIAS ein, zwei, drei Dinge geklärt und beschlossen haben. Diese Staatskanzlei hat sich überhaupt nicht stark gemacht. Sie hat treu die Sitzungen mit abgesehen. Und die Amerikaner mit Respekt vor innerdeutschen Angelegenheiten haben auch nichts gemacht. Die haben nur immer wieder betont, es muss sozialverträglich geschehen, die Leute dürfen nicht darunter leiden. Und Frühpensionierungen sind keine echte Härte, anders als man es sich vorstellt, aber damit kann man leben.

Dann kam es zu diesem Staatsvertrag, zur Gründung der RIAS-Kommission, wo unser Verwaltungsdirektor Christian Wagner mir sagte: Das ist endgültig der Grabstein für den RIAS. Ich war da noch nicht ganz überzeugt, dass man nichts mehr rausholen könnte, aber es war nichts mehr drin.

Der Kampf um die Namen ging dann auch noch los: Deutschlandradio, Deutschlandfunk, Deutschlandsender. Wir haben vorher noch das RIAS-Funkhaus als solches bezeichnen lassen und den Platz davor Hänschen Rosenthal gewidmet. Das Gebäude, das Logo auf dem Dach und der RIAS-Kammerchor sind also geblieben. Der behält seinen Namen, denn sie sind von exzellenter Güte, gehören zu den zehn besten Kammerchören der Welt...

Sie haben sich also vorwiegend mit der Rettung des RIAS beschäftigt. Gibt es noch andere Aspekte in der Amtszeit?

Eigentlich wenig. Das hat für mich alles überlagert. Es wurde natürlich weiter Programm gemacht. Es gab etwas Streit im Haus, weil der Programmdirektor Buschschlüter dann noch auf eine besonders populäre Programmveränderung setzte und meinte, wir müssen noch mehr Publikum gewinnen. Dann wird sich in Berlin die Stimmung zugunsten des RIAS so verfestigen, dass sie uns nicht einfach abwickeln können.

Ein Entscheidungsträger hat dann gesagt, wenn sie jetzt sagen, das Berliner Programm des Deutschlandradios wird ein reines Kulturprogramm, dann können sie wahrscheinlich Intendant bleiben. Ich habe diesem Mann geantwortet: Berlin ist nach Mühen als Bundeshauptstadt etabliert worden; die Bundesregierung kommt; das Parlament wird hier tagen. Der RIAS ist hier. Wie kann ein Sender, der hier sitzt und eine Tradition als Informationssender hat, darauf verzichten, Information zu machen? Das ist einige der wenigen Sachen, die ich durchgesetzt habe, dass im Staatsvertrag von Deutschlandradio für beide Funkhäuser Information und Kultur steht. Und ich dachte, dann könnte der RIAS die Berlin-Berichterstattung übernehmen und Deutschlandfunk macht mehr Welt,

Europa usw. Und eine gemeinsame Parlamentsredaktion. Pustekuchen. Heute haben beide eine Parlamentsredaktion.

Mediathek: Geschichtsvergessenheit in ARD und ZDF

1995 wurden Sie zum Gründungsbeauftragten der Deutschen Mediathek, die letztendlich, ich denke, das muss man so sagen – trotz aller Überbleibsel in der Kinemathek und dem Netzwerk Mediatheken – gescheitert ist.

Das ist eindeutig so, das ist gescheitert.

Woran lag das Ihrer Meinung nach?

Ich bin da sehr deutlich: Es lag an den Rundfunkanstalten, ZDF wie ARD-Anstalten, die nicht begriffen haben, dass sie Kulturproduzenten von prägenden Medien des 20. Jahrhunderts mit ihrer gewaltigen politischen und kulturellen Wirkung sind. Und sich nicht verpflichtet fühlen, ein Stück deutscher Kulturgeschichte – Mediengeschichte sowieso – für das allgemeine Publikum zu sichern, wie Verlage das selbstverständlich mit ihren Produktionen tun. In der Deutschen Nationalbibliothek. Und wie es im Ausland in vielen Ländern der Fall ist. Auch in dem absolut privat konstruierten Amerika gibt es dieses Museum in New York, mit Außenstelle in Los Angeles, das Hörfunk und Fernsehen dokumentiert.

Und ich habe nicht begriffen, dass die Anstalten glaubten, – das war wohl der Hintergrund – sie hätten in ihren Archiven eine ewige Goldgrube, wo sie sich mit Lizenzgebühren einen dauerhaften Zuschuss beschaffen können. Ich sagte, umgekehrt wird ein Schuh daraus: Wenn wir so ein Museum haben, wird vielleicht das Interesse für diese Schätze, die sonst nur Archivare kennen, eher geweckt. Und ihr merkt, wo das Publikum seine Interessen hat; und es ist für euch ein Ausweis eurer Leistungsfähigkeit.

Die Konzeption war ja nicht das Gesamtprogramm. Das geht ja gar nicht. Aber ausgewählte Stücke zu haben, die prägend waren für die Genre der jeweiligen Zeit. Also auf jeden Fall Unterhaltung, Serien, auch schöne Reportagen, ausgewählte „Tagesschau“-Ausgaben von wichtigen Tagen. Jeder hat solche Daten im Kopf. Da gibt es in jedem Jahr so zwei/drei, die man da zur Verfügung haben müsste.

Was ich nicht gesehen habe ist, wie schnell sich die digitale Welt entwickeln würde. Und dass unser System – dass es ein Museum wird, wo Leute hinkommen – schon etwas aus der Zeit gefallen war. Auf dieser Seite unserer Überlegungen sind wir nicht zeitgemäß gewesen. Da hätte ich vielleicht auch einen Mitarbeiter gebraucht, der davon mehr versteht. Aber ich hatte ja sehr wenig Geld und nur einen Mitarbeiter. Und die Anstalten hätten eben einen gewissen Betrag aufbringen müssen. Mein Argument war immer: In jedem System ein Fußballspiel weniger bringt schon eine Grundfinanzierung. Wenn man es gewollt hätte, hätte man es gekonnt. Da war ich, offen gesagt, auch von meinem Heimatsender, dem potenten WDR, enttäuscht. Pleitgen hat das auch nicht aufgegriffen.

Sie haben doch aber sicherlich alles Mögliche dagegen unternommen?

Ich bin rundgereist. Ich habe Türklinken geputzt und versucht, das zu erklären. Aber alle haben gesagt, das kostet ja Geld, und Museum... Das hängt allerdings auch mit einer gewissen Geschichtsvergessenheit von Journalisten zusammen. Ein gedruckter

Artikel ist nur noch zum Heringseinwickeln wert. Das ist natürlich großer Mist. Und was gesendet ist, ist weg. So sind ja auch x wunderbare Sendungen aus der Frühzeit des Fernsehens für immer verloren. Sogar die Skripte und Bücher sind weg! Man weiß gar nicht mehr, was das war. Vielleicht weiß man noch den Titel, weil die Programmzeitschriften aufgehoben sind.

Das hatte ich aber schon beim WDR und den dortigen Journalisten bemerkt: Wie stark sie dem Tag und dem aktuellen Geschehen sich verpflichtet fühlen, und auch so denken. Da bin ich völlig anders gestrickt. Ich sehe da das Kontinuum.

Naja, also ich habe das nicht geschafft mit den Intendanten. Und Her Diepgen hat dann nochmal zu einem Gespräch eingeladen, in einem netten Rahmen mit Abendessen und so, und hat mich referieren lassen. Sie waren nicht zu bewegen. Und was sie jetzt machen ist ja noch nicht mal ein Feigenblatt. Ich weiß gar nicht, wieviel da noch dazu gegeben wird. Die Kinemathek ist ein Filmmuseum mit gelegentlichen TV-Themen. Potsdam und andere sind da viel potenter.

(Der Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. führt im Rahmen einer Fachgruppe Zeitzeugengespräche mit älteren Rundfunkjournalisten und -politikern. Das Projekt wird dankenswerterweise von den Medienanstalten Berlin-Brandenburg (mabb) und Nordrhein-Westfalen (LfM) gefördert.)

Studienkreis-Informationen

Medienhistorisches Kolloquium

Lutherstadt Wittenberg, 13./14. November 2015

Viele Nachwuchswissenschaftler widmen sich wieder der Rundfunkgeschichte. – Ein erfreuliches Ergebnis des diesjährigen medienhistorischen Kolloquiums für Nachwuchswissenschaftler/innen, das in bewährter Weise vom Studienkreis Rundfunk und Geschichte zusammen mit dem Nachwuchsforum Kommunikationsgeschichte der DGPuK (NAKOG) ausgerichtet und von der Medienanstalt Sachsen-Anhalt (MSA) unterstützt wurde.

Hier präsentierten sich beispielsweise einige junge Wissenschaftler/innen, die sich nicht mit Internet und Multimedia, sondern mit der nationalen und internationalen Hörfunkgeschichte auseinandersetzen. Philipp Mitnik (PH Wien) befasst sich mit der Hörfunkprogrammgestaltung in Österreich (Radio Wien und Reichssender) in den Jahren 1937 und 1938 und will die These widerlegen, dass ausschließlich Unterhaltungsmusik in das Radioprogramm genommen wurde.

In einem für viele exotischen Bereich bewegt sich Kristina Offterdinger (Freiburg) offenbar problemlos. Ihr Thema: „Radio Majak – Identitätsstiftung und soziale Differenzierung durch Radio in der sowjetischen nachstalinistischen Gesellschaft, 1964 bis 1991“. Sie konnte anschaulich vorführen, dass dieses Programm mit Sendungen wie „Nait schelowek“ den Kontakt zum Hörer suchte. Pia Deutsch (Warwick) untersucht dagegen Deutschlands nationales Radio 1989-1995 unter dem Obertitel „Die (Neu)Verhandlung deutscher Identität“. (ausführlich siehe S. 49)

Andere widmen sich Film und Fernsehen. So Andre Dechert (Augsburg), der in einem Postdoc-Projekt „Die Amerikanisierung des ARD-Gemeinschaftsprogramms“ erforscht. Der Werbefilm im Österreichischen Fernsehen ist Dissertationsgegenstand von Mario Keller (Wien) unter dem Aspekt „Nationalisierender Emotionen“. Aline Maldener (Saarbrücken) wählte als ihr umfangreiches Dissertationsthema: „Transnationalität populärer Jugendkultur. Jugendmedien in der Bundesrepublik Deutschland, in Großbritannien und Frank-

reich, 1964 - 1981“ und stellte erste Analyseergebnisse vor.

Ein ganz anderes Thema greift Mike Meißner (Fribourg) auf. Er kam von Leipzig in die Schweiz und fragte sich wohl, warum es dort keine Publikationen über Public Relations im eigenen Land gibt. Thema: „Die Erkenntnis ist ernüchternd. Public Relations in der Schweiz. Eine Forschungsskizze“.

Bei den letzten beiden Projekten steht das Leben und Wirken einzelner Personen im Mittelpunkt: Dr. Julia Scholz (Leipzig) skizzierte ein Postdoc-Forschungsprojekt zur „Paul Kohner Agency“, die Ende der 1930er Jahre in den USA eine Anlaufstelle für jüdische Emigranten im Filmgeschäft wurde. Dennis Basaldella (Hamburg) präsentierte sein Promotionsvorhaben zu Horst Klein, der als freier Filmemacher in der DDR tätig war. Klein führte über Jahrzehnte hinweg ein minutiöses Tagebuch über sein Leben und Schaffen – diese Quellen sind alle erhalten und es gilt, sie wissenschaftlich auszuwerten. (ausführlich siehe S. 47)

Zur traditionellen Abendveranstaltung war diesmal Heribert Schneider von der MDR-Redaktion Geschichte und Gesellschaft eingeladen. Er referierte über Geschichte im redaktionellen Prozeß. Zu erfahren war u.a.: Der MDR produziert in diesem Genre fünf bis sieben neue Filme im Jahr, kooperiert im Programm mit dem rbb, produziert auch für ARTE und Das Erste. Sein lebendiger und mit Beispielen belegter Vortrag löste eine lebhaft diskutierte Diskussion aus.

In der Abschlussrunde dankten die Teilnehmer/innen den Ausrichtern des Forums, das sie als große Chance sahen, sich „über die Fachgrenzen hinweg“ austauschen und vernetzen zu können. Die Möglichkeit, offen auch über Probleme der eigenen Arbeit zu sprechen, wurde besonders hervorgehoben. Sie wünschten sich, dass das Forum auch in den nächsten Jahren weiter besteht und ihnen, vielleicht mit einem Postdoc-Projekt, wieder eine Plattform bieten könnte.

*Margarete Keilacker
(Mitarbeit Tom Leonhardt)*

Forum

Stellungnahme zur Arbeit der Historischen Kommission der ARD

Zum Interview mit Prof. Dr. Heinz Glässgen in RuG 3/4-2015 erhielten wir folgende Stellungnahme:

Historische Kommission der ARD

Der derzeitige Vorsitzende der Historischen Kommission der ARD hat sich im Interview mit „Rundfunk und Geschichte“ vom 9. September 2015 über die Arbeit der Kommission vor seiner Amtszeit geäußert: „Vorher war das halt eine Kommission, die sich mit Archivfragen beschäftigt hat und nicht übermäßig in Erscheinung getreten ist.“

Mit größtem Nachdruck weisen wir die herabsetzende Beurteilung der früheren Arbeit der Historischen Kommission durch den gegenwärtigen Vorsitzenden zurück. Die Evidenz genügt: sein Urteil ist in der Sache gröblich falsch. Für die Mitglieder der Kommission ist es enttäuschend.

Gegen ein so massives Fehlurteil muss man die belegbare Erinnerung an tatsächlich Geleistetes öffentlich in Erinnerung rufen. Wir nennen deshalb Beispiele für das öffentlichkeitsorientierte Handeln der Kommission in unseren Amtszeiten.

Starnberg und Stuttgart im Dezember 2015

Dietrich Schwarzkopf - Vorsitzender der Historischen Kommission (1992-2010), Prof. Dr. Ulf Scharlau und Prof. Dr. Edgar Lersch – Geschäftsführer der Historischen Kommission (1985-2008 bzw. 2010)

Symposien und Veröffentlichungen der Historischen Kommission der ARD zwischen 1991 und 2008

Symposien in Kooperation mit der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar (1994, 1997, 1998, 2004) bzw. mit der Akademie der Künste Berlin (2008):

- 1994, 15./16. November, Marbach: Buch, Buchhandel und Rundfunk 1945 - 1949
- 1997, 13./14. März, Marbach: Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950-1960
- 1998, 5./6. November, Marbach: Buch, Buchhandel und Rundfunk: 1968 und die Folgen
- 2004, 4. März, Marbach: Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 1970er Jahren
- 2008, 10./11. April Berlin, Akademie der Künste: Überrollt? Belebt? Bereichert? Rundfunk und Buch: Die Wendezeit und ihre Folgen

Davon Tagungspublikationen, herausgegeben von den Historischen Kommissionen der ARD und des Börsenvereins:

- Buch, Buchhandel und Rundfunk: 1945 – 1949 (1997)
- Buch, Buchhandel und Rundfunk: 1950 – 1960 (1999)
- Buch, Buchhandel und Rundfunk: 1968 und die Folgen (1999)
- Buch, Buchhandel und Rundfunk: Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 1970er Jahren (2006)

Weitere Symposien der Historischen Kommission:

- 1991, 13./14. November, Berlin/SFB: Bewertung und digitale Restaurierung von Wort-Tondokumenten in den ARD-Archiven
- 2000, 8. Sept. Berlin/SFB: 50 Jahre ARD
- 2002, 5./6. Dezember Hamburg/NDR: In geteilter Sicht: Fernsehgeschichte als Zeitgeschichte - Zeitgeschichte als Fernsehgeschichte
- 2005, 28./29. Juni Köln/WDR: Von Schlager, Swing und Operette – Zur Geschichte der Leichten Musik im deutschen Rundfunk

Davon Tagungspublikationen:

- Bewertung, Pflege und Restaurierung von Wort-Tonbeständen. Erste Überlegungen zu Auswahlkriterien für Digitalumschnitte historischer Tondokumente, (SDR Stuttgart 1992)

- In geteilter Sicht - Fernsehgeschichte als Zeitgeschichte – Zeitgeschichte als Fernsehgeschichte (2004)
- „Wenn die Jazzband spielt...“ - Von Schlager, Swing und Operette. Zur Geschichte der Leichten Musik im deutschen Rundfunk (2006)

Weitere Veröffentlichungen zur Kommissionsarbeit:

- Dietrich Schwarzkopf (Hrsg.): Rundfunkpolitik in Deutschland - Wettbewerb und Öffentlichkeit, 2 Bände (1999). Mitwirkung der Hist. Komm. Bei der Auswahl von Autoren und bei der inhaltlichen Schwerpunktbildung
- „Was will die ARD für ihr Publikum bedeuten? In Sachen Mehrwert: Kontinuität und Wandel der Zielvorstellungen im Fernsehen“. Vortrag von Dietrich Schwarzkopf am 6. Oktober 2010 beim Festakt in Hamburg anlässlich seiner Verabschiedung aus dem Vorsitz der Historischen Kommission. Dazu Vortrag von Prof. Dr. Axel Schildt (Universität Hamburg) aus der Sicht des Zeithistorikers. Beides in „Rundfunk und Geschichte“, Nr. 3 und 4/2010, S. 51-62
- Die Ideologiepolizei - Die rundfunkbezogenen Aktivitäten des Ministeriums für Staatssicherheit der ehemaligen DDR in der DDR sowie in der Bundesrepublik Deutschland“ . Herausgegeben von der Historischen Kommission der ARD. Verantwortlich für den Herausgeber: Dietrich Schwarzkopf (2008)

Hierzu: Aufgaben und Funktion der Histor. Komm. beim Zustandekommen der Stasi-Studie:

- Definition des Auftrags, insbesondere der zeitlichen und sachlichen Forschungsschwerpunkte
- Prüfung von wissenschaftlichen Institutionen auf ihre Eignung für die Ausführung des Auftrags
- Empfehlung an die Intendanten, dem Forschungsverbund SED-Staat der Freien Universität Berlin den Auftrag zu geben, was erfolgte
- Ständiger Kontakt, insbesondere des Vorsitzenden und der Geschäftsführung, mit den Forschern bei der Gestaltung der Studie
- Mehrfache Abklärungsgespräche bei der Leiterin der Behörde für die Stasi-Unterlagen Berlin, Marianne Birtler, und ihren zuständigen Mitarbeitern

- Einholung der Zustimmung von allen in der Studie genannten Personen zur Einsicht der Forscher in die Stasi-Unterlagen dieser Personen bei der Behörde für die Stasi-Unterlagen Berlin

- Empfehlungen an die Forscher zur Präsentation der Studie

- Übergabe der Studie an die Intendanten

- Kontakt mit der Juristischen Kommission der ARD, die die Studie mit dem Ziel der Veröffentlichung prüfte, was zu einer teilweisen Überarbeitung führte

- Zusammenarbeit mit den Forschern bei deren Öffentlichkeitsarbeit für die Studie

Zeitablauf:

31. Januar 2002 Erteilung des Auftrags an den Forschungsverbund durch die ARD

8. Juni 2004 – Weitergabe der vertraulichen Studie an die Intendanten

2008 – Veröffentlichung der überarbeiteten Fassung durch die ARD

(Dezember 2015)

RADIO Zeit. Röhrengeräte, Design-Ikonen, Internetradio

Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst Köln, 19. Januar bis 5. Juni 2016

„It's an S it's an O, it's a crazy radio!“ Mit diesem Jingle warb die japanische Marke Panasonic in den frühen 1970er Jahren für ihr ‚verrücktestes‘ Radiogerät. Das Modell „R 72 Toot-a-loop“ war in Bezug auf sein Design in der Tat außergewöhnlich: ein Ring mit einem aus der Mitte gerückten Zentrum, der sich an der breitesten Stelle gegeneinander verschieben lässt und so in seinem Querschnitt die Skala mit Frequenzmodulation offenbart. Ohne klare Standfläche und ohne Front- oder Rückseite betont das Design die Mobilität als eine zentrale Funktion des Geräts. Es konnte am Fahrradlenker oder an der Handtasche befestigt überall ertönen.

In der Ausstellung „RADIO Zeit“ im Museum für Angewandte Kunst Köln (MAKK) wird nachvollzogen, warum der Entwurf des „Toot-a-Loop“ eine Innovation im Radiodesign darstellt. In einer chronologischen Abfolge präsentiert das MAKK über 200 Exponate, wobei die eigene umfangreiche Sammlung von knapp 230 Geräten den Ausgangspunkt bildet. Ergänzt wird die Schau durch prominente Leihgaben großer Museen, Institutionen und Privatsammlungen. Hörstationen erweitern

die Ausstellungserfahrung durch bedeutende Reportagen, Radiowerbung und Musikstücke aus der Entstehungszeit der Geräte. Kuratorin Romana Breuer verfolgt in ihrer Ausstellung den Formenkanon des Radiodesigns, seine Entstehung, Entwicklung und aktuelle Ausprägung.

Im ersten Ausstellungsraum stehen die Tischgeräte auf hohen Sockeln und Vitrinen Spalier. Der unverstellte Blick erlaubt Bezüge zwischen den zum Teil parallelen Gestaltungsströmungen der 1920er bis 50er Jahre. In den Anfangsjahren des Rundfunks war noch keine Form für die Empfangsgeräte gefunden, sondern sie setzten sich unmittelbar aus technischen Komponenten zusammen. Mit der Ausbreitung des Mediums in den 1920er Jahren wurden die ersten Gehäuseentwürfe entwickelt. Dabei handelte es sich überwiegend um längsrechteckige Holztruhen mit externem Lautsprecher. Die Integration des Lautsprechers in das Gehäuse ermöglichte später hochrechteckige Formate. Gestaltungselemente der Repräsentationsarchitektur dienten dabei als Vorbild, wobei in Europa der Sakralbau und in den USA der Hochhausbau herangezogen wurde. Ein Beispiel dafür ist der Entwurf des Volksempfängers „VE 301“ von Walter Maria Kersting mit seiner an eine Fensterrose erinnernden Lautsprecheröffnung und der portalartigen Skala.

Er wird in der Ausstellung zusammen mit zeitgenössischen Möbeln szenisch präsentiert, um einen Eindruck von seiner Aufstellung in der ‚guten Stube‘ der 1930er Jahre zu vermitteln. Parallel dazu verpflichteten auch die Hersteller in den USA und Großbritannien bekannte Designerpersönlichkeiten, die sich an den Designströmungen des Art Déco und später des Streamline und Machine Age orientierten. Walter Dorwin Teague kombinierte für die Marke Sparton dunkles Holz, verspiegeltes Glas und verchromte Zierelemente zu regelrechten ‚Radio-Juwelen‘. Die Mehrzahl der Gehäuse war jedoch aus kostengünstigen Kunststoffen hergestellt. Zunächst aus dunklem Press-Phenolharz, bekannt unter dem Markennamen Bakelit, und später aus farbigem, transluzidem Guss-Phenolharz (Catalin). Die durch Kunststoffe ermöglichte Massenproduktion förderte den Siegeszug des Rundfunks als Massenmedium. Das neue Material wirkte sich durch seine Verarbeitungstechniken auch auf das Design der Geräte aus. So zum Beispiel in den abgerundeten Ecken und Kanten des sogenannten ‚Matrizen-Stil‘, durch den Spannungen im

Material abgebaut und die Bruchgefahr reduziert werden sollte.

Den zweiten Teil der Präsentation, von den 1950er Jahren bis zur Gegenwart, nimmt die abwechslungsreiche Architektur in der großen Ausstellungshalle des MAKK auf. Ihr ist ein Kubus mit Fotografien und Mobiliar der WDR-Aufnahmestudios aus den 1950er Jahren vorangestellt, der beispielhaft die Programmproduktion der Sendeanstalten und damit quasi die „andere Seite der Medaille“ des Rundfunks demonstriert. Die Radiogeräte dieser Dekade spiegeln mit ihren polierten Holzgehäusen, den goldglänzenden Zierleisten und elfenbeinfarbenen ‚Gebisstasten‘ den bürgerlichen Geschmack wider. In großem Kontrast dazu standen die Entwürfe der Hochschule für Gestaltung Ulm für die Firma Max Braun. Unter der Leitung von Hans Gugelot und später von Dieter Rams entstand seit 1954 ein modernes Konzept, das bis heute Designer von Unterhaltungselektronik beeinflusst. In der Ausstellung ist eine Musterwohnung nachgestellt, so wie sie von Braun zu Werbezwecken eingerichtet wurde. Sie verdeutlicht, wie harmonisch sich das revolutionäre Braun-Design in die moderne Inneneinrichtung einpasste.

Die Entwicklung der Transistortechnik führte zu einem weiteren Umbruch in der Geschichte des Radiodesigns. Die Geräte wurden leichter, kleiner und dadurch mobiler. Nun waren auch komplexere Gehäuseformen möglich, wie zum Beispiel die innovative Ringform des eingangs beschriebene „Toot-a-loop“. Neue Formen entstanden auch aus der Weltraumbegeisterung des Space Age in den 1960er und 70er Jahren. Kugelige Astronautenhelme, futuristische Roboter und Steuerkonsolen aus Science Fiction-Filmen dienten zahlreichen Geräten als Vorbild. Zugleich wurde der rationale Technik-Stil im Sinne des Braun-Designs in den Komponenten der wachsenden HiFi-Türme fortgeführt. Ein ebenso kühles, technisches Radiodesign wurde zum Symbol für Unabhängigkeit und Rebellion der urbanen Jugend: der ‚Ghettoblaster‘. Die leistungsstarken Boxen der übergroßen schwarz-silbernen Geräte dröhnten insbesondere in den 1980er Jahren lautstark durch die Straßen. Im völligen Gegensatz dazu stehen die farbenfrohen Miniatur- und Spaßgeräte aus dem folgenden Jahrzehnt. Auch noch im 21. Jahrhundert setzen Hersteller auf das Medium Radio und bringen sowohl Massenware als auch hochwertige Designgeräte auf den Markt. Ausgestattet mit neuen

Funktionen oder als Docking-Station für externe Geräte werden sie an neue technische Anforderungen angepasst. Schlusspunkt der Ausstellung bildet die Benutzeroberfläche der Deutschlandradio-App, die sich ästhetisch auf die ein halbes Jahrhundert alten Rundfunkempfänger im Braun-Design rückbezieht.

Isabell Brass, Köln

Im Kerber Verlag ist der zweisprachige Ausstellungs- und zugleich Bestandskatalog (deutsch/englisch) unter der ISBN: 978-3-7356-0175-9 erschienen.

„Entangled history medial gedacht: Internationale und transkulturelle Kommunikationsgeschichte“

Jahrestagung der Fachgruppen „Kommunikationsgeschichte“ und „Internationale und Interkulturelle Kommunikation“ der DGPK 16. bis 18. Januar 2016 in Dortmund

Die im Zuge der Globalisierung viel beschworene Komplexitätssteigerung mag nahelegen, dass die Welt zuvor einfacher, übersichtlicher und in klaren Grenzen geordnet gewesen sei. Dass dieser Schluss trügt und Verflechtungen über Grenzen hinweg seit Jahrhunderten existieren, konnte auf der Tagung „Entangled history medial gedacht: Internationale und transkulturelle Kommunikationsgeschichte“ der Fachgruppen „Kommunikationsgeschichte“ und „Internationale und Interkulturelle Kommunikation“ der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) eindrücklich demonstriert werden. Vielmehr erwiesen sich in den Vorträgen nationale, internationale und transnationale Kontextualisierungen als fruchtbare Klammern für die Erforschung transkultureller Kommunikationsgeschichte, die stets vielschichtiger war, als es aus heutiger Sicht vorerst scheinen mag.

Anlässlich des 90. Geburtstags des Instituts für Zeitungsforschung Dortmund eröffneten Rudolf Stöber (Bamberg) und Holger Böning (Bremen) mit zwei Festvorträgen die Tagung. Während Stöber sich in seiner Theoretisierung des Medienwandels den Bedingungen und Einflussfaktoren medialer Neuerungen annäherte, plädierte Böning für eine stärkere Wertschätzung historischer Quellenarbeit in der Theoriebildung zu Medienentstehungsprozessen, die zuweilen qua fehlender empirischer Evidenz auf unzureichenden oder gar falschen Prämissen aufsetze.

In seiner Keynote verwies Frank Bösch (Potsdam) auf die Notwendigkeit, wechselseitige Verflechtungen über viele Ebenen bis auf das Nationale zurückzuführen. Es gebe zwar diverse Ansatzpunkte zur Erforschung transnationaler Kommunikationsgeschichte, gleichzeitig werde aber eine Transnationalisierung von Medien suggeriert, die parallel stattfindende Nationalisierungs- und Lokalisierungstendenzen zu oft ausblende. Trotzdem warnte Bösch auch vor einer Überschätzung doch sehr voraussetzungsreicher transnationaler Begegnungen und wechselseitiger Verflechtungen.

In diesem Sinne zeichneten sich alle Panels durch Ansätze verflochtener Kommunikationsgeschichte aus und versuchten zentrale Einflussfaktoren bei der Entstehung transnationaler Kommunikationsräume zu berücksichtigen. Aus rundfunkgeschichtlicher Perspektive widmeten sich dem zwei Vorträge: Katja Berg und Anna Jehle (Potsdam) fragten nach der Rundfunkkonkurrenz durch Radio-Luxemburg in Deutschland und Frankreich vor 1980. Ausgangspunkt waren in ihren Ausführungen die nationalen Rahmenbedingungen, wie z.B. die defizitäre technische Infrastruktur und ein eingeschränktes Angebot unterhaltender bzw. serviceorientierter öffentlich-rechtlicher Radioformate als erklärende Faktoren für den Erfolg Radio Luxemburgs. Was als transnationales wirtschaftlich (und weniger transkulturell) motiviertes Unternehmen begann, veränderte mittelfristig Formate, Inhalte und Rezeptionserwartungen in Deutschland und bereitete damit auch die Öffnung des Rundfunks für private Anbieter vor. Gezeigt wurde, dass insbesondere der Ländervergleich die Relevanz nationaler Faktoren offenbart und Radio-Luxemburg in Frankreich bei analoger transnationaler Sendestrategie eine erfolgreichere Integration im Mediensystem erfuhr.

Einen zweiten rundfunkgeschichtlichen Beitrag lieferte Andre Dechert (Augsburg) mit Verweis auf die „Notwendigkeit einer lokalen Differenzierung“, im dem er für die Berücksichtigung von Ungleichzeitigkeit in der Medienwandelforschung warb. Dechert argumentierte, dass Medienwandel nicht überall zur gleichen Zeit in gleicher Weise stattfindet und sich daher die Einführung eines neuen Mediums nicht nur an nationalen Medien (z.B. Kino oder Radio), sondern auch an einer bereits andernorts stattgefundenen Etablierung des gleichen Mediums orientieren könne.

Gezeigt wurde dies anhand der Ausstrahlung amerikanischer Serien im Gemeinschaftsprogramm der ARD (1954 – 1962). Nicht nur verdeutlichte die Präsentation, wie Formate und Sendestrukturen des US-Unterhaltungsfernsehens transnational zu Anpassungsprozessen in Deutschland führten, sondern auch, dass dabei verantwortliche Akteure maßgeblichen Einfluss auf Wandelprozesse hatten. Im Fall der ARD war dies z.B. Gertrud Simmerding, verantwortlich für das Familienprogramm beim BR und überzeugt vom Erfolg amerikanischer Serienformate.

Die Bedeutung von Akteuren zeigte sich auch in den Vorträgen von Roman Léandre Schmidt (Paris) zum europäischen Zeitschriftennetzwerk (1984-1991), von Martin Herzer (Florenz) zu „Europajournalisten“ und deren Einfluss auf die Wahrnehmung von Vorgängerinstitutionen der EU (1958-1985) sowie von Erik Koenen und Stefanie Aeverbeck-Lietz (Bremen) zu Völkerbundjournalisten (1920-1946). Als gemeinsame Erkenntnis kristallisierte sich heraus, dass Journalist/innen Transnationalität in allen Fällen für anstrengenswert erachteten, doch selbst kaum nationale Bedingungen außer Acht lassen konnten, wie z.B. nationalpolitische Interpretationsschemata oder Lesegeohnheiten ihrer Publika.

Einen Blick auf die Fachgeschichte richteten gleich drei Vorträge. Benno Nitzel (Bielefeld) identifizierte transnationale Wahrnehmungen zwischen Ländern als treibende Kraft der frühen Kommunikationsforschung und veranschaulichte dies vergleichend an der Propagandaforschung der USA und der Sowjetunion während des Kalten Krieges. Jürgen Wilke (Mainz) widmete sich transnationalen und nationalen Bezügen kommunikationsgeschichtlicher Periodisierungen von Pressegeschichte, während Thomas Wiedemann und Michael Meyen (München) hinter der Internationalisierungsstrategie der International Communication Association (ICA) eine anhaltende Amerikanisierung ausmachten.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass Erik Koenen für seine Dissertation sowie Katharina Walser und Martin Schmitt für ihre Abschlussarbeiten mit dem von der Axel-Springer-Stiftung gestifteten Nachwuchspreis Kommunikationsgeschichte ausgezeichnet wurden.

Manuel Menke, Augsburg

MDR und DRA kooperieren bei „Zeitreise“

Das Geschichtsangebot des Mitteldeutschen Rundfunk, MDR Zeitreise, und das Deutsche Rundfunkarchiv (DRA) Potsdam kooperieren bei der Erschließung des Programms des DDR-Fernsehens für die Zuschauer/innen. Originalmaterial aus 40 Jahren DDR-Fernseh-Geschichte, historische Momentaufnahmen, zeitgeschichtliche Einblicke – diese Schätze werden künftig gemeinsam neu gehoben, sortiert und ausgewählt. Den Auftakt bildete die beliebte DDR-TV-Reihe „Ansichtskarten“, eine Reise durch Mitteldeutschland: Ob bei der Aufzucht von Amur Tigern im Leipziger Zoo, der Thüringer Waldbahn oder den Erotika in Wörlitz – „Ansichtskarten“ gibt interessante Einblicke in die Zeit und den Alltag der 80er Jahre.

Ende November stellte Moderator Mirko Drotschmann die Filme in kurzen Ausschnitten vor. Die Zuschauer konnten entscheiden, welchen Kurzfilm sie am liebsten in voller Länge auf dem Youtube-Kanal MDR ZEITREISE2go sehen wollten. Daraus entstand eine regelmäßige Rubrik.

mk

DRA stellt „Das Funkkolleg“ online

Das Deutsche Rundfunkarchiv (DRA) hat ein neues „besonderes Dokument“ veröffentlicht. Es erschließt „Das Funkkolleg“ (1966-1998) „als multimedialen Bestand für ein multimediales Produkt“.

Die Sendereihe wurde vor fünfzig Jahren vom Hessischen Rundfunk und der Goethe-Universität Frankfurt am Main ins Leben gerufen. Das DRA präsentiert zwei Tondokumente sowie Auszüge aus Manuskript und Studienbegleitbrief des „Funkkolleg Geschichte“.

Das Dokument finden Sie unter: <http://www.dra.de/online/dokument/2016/dok2016-1.html>

mk

Zeitzeugengespräch mit Helmut Haackel

Die Forschungsstelle Mediengeschichte in Hamburg präsentiert in der neuen Ausgabe der „Nordwestdeutschen Hefte zur Rundfunkgeschichte“ ein Gespräch mit dem ersten Direktor der HAM zu den Entwicklungen des Rundfunksystems, den medienpolitischen Debatten der 1970er und 1980er Jahre, der Lizenzvergabe der HAM und der politischen Situation in Hamburg. Abrufbar unter: mediengeschichte.hans-bredow-institut.de

mk

Dissertationsvorhaben

Janina Adamo

Zwischen Stereotyp und Realität: Die Inszenierung des „Italieners“ und der „Italienerin“ im deutschen Film. Eine Untersuchung ausgewählter Filmproduktionen im Zeitraum 1950 bis heute

(Universität Würzburg)

Italien. Dieses kurze Wort genügt und viele Deutsche schwelgen in ihren letzten Urlaubserinnerungen oder hören Erzählungen von Freunden und Verwandten. Der Begriff ‚Italiensehnsucht‘ wird oft mit den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts oder mit dem reisenden Goethe in Verbindung gebracht, doch er ist auch heute noch aktuell. Allerdings darf er nicht ausschließlich auf die Reisekultur reduziert, sondern sollte ebenso auf mediale Inszenierungen angewandt werden. Filme, Literatur, Presse und Musik kommunizieren die Sehnsucht und die mit ihr verbundenen Stereotype hierbei auf unterschiedliche Weise.¹

Italien ist bis heute ein beliebtes Reiseziel und Rom mit 16,2 Prozent das beliebteste Städtereiseziel der Deutschen.² „Die Deutschen lieben die Italiener, aber sie respektieren sie nicht; die Italiener respektieren die Deutschen, aber lieben sie nicht“³ – diese Redewendung wird gerne und oft zitiert, wenn es um die Beschreibung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Italien geht. Bereits seit Jahrhunderten ist das deutsch-italienische Verhältnis aus kulturwissenschaftlicher Sicht abwechslungs- und emotionsreich.

Die Ausgangslage für die Dissertation besteht in der Betrachtung des deutsch-italienischen Kulturtransfers und seiner Verbindung zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung. In der deutschsprachigen Kulturforschung,

.....

1 Vgl. Wolfgang Pütz: Das Italienbild in der deutschen Presse. Eine Untersuchung ausgewählter Tageszeitungen. München 1993.

2 Online unter: <http://de.statista.com/themen/1342/reiseverhalten-der-deutschen/> (zuletzt abgerufen am 07.03.2016).

3 Daniella Seidl: „Unsere Lieblingsprojektion, unser Freilichtkino, unser Allerweltsarkaden“: Die große Liebe und das schwierige Verhältnis der Deutschen zu Italien. In: Jahrbuch Europäische Ethnologie: Italien. Folge 5. Paderborn u.a. 2010. S. 195-216, hier: S. 195.

insbesondere in der Volkskunde, finden sich zahlreiche Monographien und Aufsatzsammlungen über Nutzen und Anwendungsbereiche des immer breiter werdenden Medienangebots. Auch Inhalte des ethnografischen Films finden Zugang in das Forschungsfeld und in das Archiv, aber nur sehr wenige Studien und Veröffentlichungen befassen sich mit dem Genre als ethnologischer Quelle.

Da bereits mehrere Veröffentlichungen zum Thema „Italiensehnsucht“⁴ existieren, soll in der Dissertation der Fokus nicht auf einem bestimmten Vorgang (zum Beispiel des Reisens) liegen, sondern vielmehr auf der Analyse der Darstellung und der Personen, also des „Italieners“ und der „Italienerin“. Um ihre Inszenierung näher zu untersuchen, eröffnet der Zugang über die Genres Fernsehspiel und Film eine neue Forschungsgrundlage. War es früher eher die Literatur, so sind es heute diese beiden Gattungen, die „Italiener/innen“ stilisieren und sich typischer Stereotype bedienen.

Welche Stereotype von Italiener/innen und Italien gibt es in Filmen und Fernsehspielen und welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang interkulturelle Kommunikation? In einer medienhistorischen Perspektive soll zudem danach gefragt werden, welchen Einfluss die ersten Dokumentationen über italienische Gastarbeiter hatten und ob jene womöglich intermediale Referenzen lieferten?⁵ Darüber hinaus wird der Versuch unternommen, der grundsätzlichen Frage nachzugehen, warum sich die Deutschen so sehr für Italien interessieren und interessieren?

.....

4 Beispielsweise Roberto Sala: Das Land der Eselställe? Das populäre Italienbild in der Bundesrepublik. In: Themenportal Europäische Geschichte (2012). Online unter: <http://www.europa-clio-online.de/2012/Article=561> (zuletzt abgerufen am 07.03.2016). Er setzt sich u.a. mit mehreren Veröffentlichungen zum Italienbild auseinander.

5 Historische Bildaufnahmen zeigen: „...und ab nach Deutschland! Als die Italiener kamen“. (Film von Monika Siegfried-Hagenow, WDR, 2005); „Unternehmen Deutschland (1/5) Buongiorno Deutschland – Erfolg in neuer Heimat?“ (Film von Julia Horn, WDR, 2011); „Wie die Pizza ins Ruhrgebiet kam.“ (Film von Martha Wilczynsk, WDR, 2012); „Als die Gastarbeiter ins Fernsehen kamen.“ (Film von Monika Siegfried-Hagenow, WDR, 2006).

Neben der Sichtung von Filmmaterial in Archiven der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten sowie frei zugänglichem Material, wie auf der Internetplattform YouTube oder auf DVDs, steht insbesondere die methodische Einführung in den Bereich Medien- und Stereotypenforschung zu Beginn der Recherchetätigkeit im Fokus. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: im ersten Untersuchungsabschnitt sollen die wissenschaftlichen Grundlagen zum Medium Film und zu den deutsch-italienischen Beziehungen erläutert werden. In einem zweiten Teil folgt die Analyse und Auswertung der Darstellung der „Italiener/innen“ auf verschiedenen Analyseebenen, die noch genauer zu definieren sind.

Als Quelle dienen ausgewählte filmische Beispiele aus verschiedenen Jahrzehnten, beispielsweise „Palermo oder Wolfsburg“ von Werner Schroeter aus dem Jahr 1980 oder „Maria, ihm schmeckt’s nicht!“ von Neele Vollmar (2009). Dabei soll die Filmauswahl die beliebtesten Filme im Fernsehen und Kino der letzten 60 Jahre beinhalten, gemessen an den Einschaltquoten bzw. am Einspielergebnis.

Ziel der Dissertation ist es, einen tieferen Einblick in ein traditionsreiches Thema mittels der Filme zu geben. Das Projekt basiert auf volkskundlichen Erkenntnissen im Bereich der Tourismusforschung, Stereotypenforschung, Migrantenforschung und der interkulturellen Kommunikation. Das Dissertationsvorhaben soll zum besseren Kulturverständnis zwischen Deutschland und Italien beitragen und einen kenntlichen Beitrag dazu leisten, dass der Spielfilm in der kulturwissenschaftlichen Forschung mehr Beachtung findet. Die Hypothese, dass die mediale Inszenierung – insbesondere im Spielfilm – als Forschungsansatz bei wissenschaftlichen Untersuchungen im Bereich der Alltagsforschung zulässig ist, gilt es zu beweisen.

Dennis Basaldella

Freischaffende in der DDR. Ein Blick auf die DDR-Filmmedien durch das Werk des privaten freien Filmherstellers Horst Klein
(Universität Hamburg)

Die Filmgeschichtsforschung zur Deutschen Demokratischen Republik hat sich in den letzten Jahren vorrangig mit den großen Institutionen wie dem staatlichen Fernsehen, DFF (Deutscher Fernsehfunk, später Fernsehen der DDR), und der für Spiel- und Dokumentarfilm zuständigen Deutsche Film AG (DEFA) befasst. Dabei wurden die anderen Formen des filmischen Schaffens in der DDR weitgehend ignoriert. Die Dissertation beleuchtet daher eines der vernachlässigten Kapitel der DDR-Filmmedien: das der privaten freien Filmhersteller.¹

Private freie Filmhersteller, hierunter werden freischaffende professionelle Filmemacher verstanden, die in Personalunion als Produzenten, Regisseure und teilweise auch als Kameramänner im eigenen Studio Auftragsproduktionen drehten, bilden in der streng institutionalisierten DDR eine wichtige Ausnahme. Die 20 in der DDR agierenden professionellen freischaffenden Filmhersteller befanden sich in einer Position zwischen dem staatlich kontrollierten Amateurfilmwesen – von dem sie sich bewusst abgrenzten – und den staatlichen Medienanstalten, der DEFA und des DFF.

Die vielen dokumentarischen Filme und Berichte, deren Zahl auf 500 bis 2.300 geschätzt wird,² wurden von den Privaten hauptsächlich für den Hauptauftraggeber DEFA produziert, liefen jedoch auch teilweise im Fernsehen. Trotz dieser regen Auftragslage führten die Filmschaffenden in der DDR ein – teils von der Staatsmacht beabsichtigtes – Dasein im Schatten der staatseigenen Film- und Fernsehstudios, in dem über ihren Status immer wieder Unklarheit herrschte. Freischaffende waren als Zulieferer aus produktionstechnischer Sicht zwar teils unverzichtbar, passten jedoch als „privatwirtschaftliches Unternehmen“ nicht in das Bild der Planwirtschaft und des Kollektivgedankens des sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaates. Das erklärt auch die geringe Menge an Archivmaterial und Überlieferungen zum Schaffen der freien

.....
1 Vgl. Ralf Forster und Volker Petzold: Im Schatten der DEFA. Private Filmproduzenten in der DDR. Konstanz 2010 (Schriften aus dem Haus des Dokumentarfilms, 21) (Forster/Petzold 2010), S. 15ff., 22.

2 Vgl. ebd., S. 11.

Filmhersteller, die schon in den Filmpublikationen der DDR immer nur am Rande erwähnt wurden.³

Die Übersichtspublikation „Im Schatten der DEFA. Private Filmproduzenten in der DDR“ von Ralf Forster und Volker Petzold aus dem Jahr 2010 ist ein erster und wichtiger Schritt, dieses unbekanntes Kapitel der DDR-Film- und Fernsehgeschichte näher zu beleuchten. Sie geht jedoch nur kurz auf die einzelnen Akteure und deren Schaffen ein. Das Dissertationsvorhaben befasst sich hingegen konkret mit dem Werk eines einzelnen Filmherstellers, Horst Klein (1920–1994), der während seiner Schaffenszeit sowohl für den DFF als auch für die DEFA tätig war.

Kleins Werk ist für die Forschung in zweifacher Hinsicht von entscheidender Bedeutung: Erstens begann er im Juli 1946 mit seiner ersten Auftragsarbeit für die DEFA und führte seine Tätigkeit als freischaffender Filmemacher bis zum Ende der DDR 1989 bzw. 1990 fort.⁴ Im Gegensatz zu anderen privaten Filmherstellern umfasste die Schaffenszeit Kleins somit alle gesellschaftlichen Phasen der Deutschen Demokratischen Republik, so dass sie nicht nur die verschiedenen Positionen der DDR-Politik zu privaten, unabhängigen Formen der Filmarbeit dokumentiert, sondern auch die großen und weitreichenden politischen und gesellschaftlichen Wandlungen der DDR abbildet. Darüber hinaus ist es auch dieses „Oszillieren zwischen fester und freier Beschäftigung“,⁵ das sein Werk für die Forschung so essentiell macht.

Zweitens ist der seit 1994 im Filmmuseum Potsdam überlieferte Nachlass von Horst Klein in seinem Umfang für den nicht staatlichen DDR-Film einmalig. Er umfasst 65 vollständige Filme im 16-mm-Format und 53 Kartons mit Motiv-, Recherche- und Werkfotos, Manuskripten und Schriftgut sowie seine im Zeitraum von 1936 bis 1993 verfassten Tagebücher. Er bietet einzigartige Einblicke in die Produktionsbedingungen der Freischaffenden in der DDR.

Die Dissertation geht folgender Fragestellung nach: Welches Bild der Filmmedien der DDR entsteht durch das dokumentarische Werk des freischaffenden Filmemachers Horst Klein? Der Fokus liegt nicht auf der inhalt-

.....
3 Vgl. ebd., S. 15ff.

4 Vgl. ebd., S. 316.

5 Ebd.

lichen Analyse der Filme, sondern auf der Funktionsweise des Komplexes der Filmmedien der DDR, also Film und Fernsehen. Welches Bild des institutionalisierten und sozialistisch geprägten Systems entsteht unter Berücksichtigung eines freischaffenden Filmemachers und konkret durch das Werk von Horst Klein?

Um diese Fragestellung zu beantworten, wurde der interdisziplinäre Forschungsansatz der *New Cinema History*⁶ gewählt, der bewusst auf dem Austausch mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen aufbaut. Dabei handelt es sich um einen diskursiven Ansatz, der davon ausgeht, dass der Film oder genauer, das Kino, nicht als isoliertes Phänomen betrachtet werden darf, sondern ebenso die historische Tragweite des Gesamtkomplexes Kino beachtet werden muss. Den sozialen, ökonomischen und kulturellen Faktoren, die untereinander agieren, muss also Rechnung getragen werden. Nur so kann die komplexe Funktionsweise dieses zentralistisch ausgeprägten und mit umfangreichen Kontrollinstanzen ausgestatteten Systems dekodiert werden, was bedeutet, dass im Zentrum nicht nur die einzelnen Filme und ihre Produktionskontexte stehen, sondern auch die Rezeptions- und Aufführungskontexte. Filme werden auf diese Weise zu Zeugen der Zeit, in der sie produziert *und* rezipiert werden.⁷

Ein so breitgefächertes Blick auf die DDR-Filmmedien ist in der wissenschaftlichen Literatur bisher ein Desiderat geblieben. Der Nachlass von Klein, der zugleich Grundlage für diese Arbeit ist, bietet daher eine einmalige Chance, diesen Themenkomplex eingehender zu erforschen – auch in Hinblick auf die Frage, wie Klein sich selbst und seine Arbeit im großen Kontext der DDR-Filmmedien wahrgenommen hat. Ein kritisches Hinterfragen des Bestandes, genauer der (Selbst-)Darstellung in seinen selbst verfassten Tagebüchern ist jedoch notwendig.

Zur eingehenden Rezeptionsforschung sind Kritiken und Zeitungsartikel zu den Filmen von Interesse. Diese können im Deutschen Rundfunkarchiv (DRA) in Potsdam-Babelsberg sowie in Unterlagen der Hauptverwaltung Film (HV Film) und des Staatlichen Komitees für Fernsehen (SKF) eingesehen werden, die in

.....

⁶ Vgl. u.a. Richard Maltby: *New Cinema Histories*. In: Ders., Daniël Biltreyst und Philippe Meers (Hrsg.): *Explorations in New Cinema History. Approaches and Case Studies*. Malden 2011, S. 3–40.

⁷ Vgl. Forster/Petzold 2010, S. 21.

der Abteilung Filmarchiv des Bundesarchivs (BArch) in Berlin sowie genauer in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO) in Berlin-Lichterfelde eingelagert sind.

Um das für den theoretischen Ansatz relevante Bild der Filmmedien der DDR zu vervollständigen, ist es ebenso bedeutend, die politische Position Kleins und die seines Arbeitsumfeldes innerhalb des Systems zu ermitteln. Hierfür wird das Schriftgut bei der Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der DDR (BStU) in Berlin eingesehen. Die Akten der Staatssicherheit werden verdeutlichen, wie ein privater freier Filmhersteller im sozialistischen Mediensystem von offizieller Seite wahrgenommen wurde. Darüber hinaus lässt sich hier nachvollziehen, welcher Spielraum sich Freischaffenden eröffnete, ob es seitens der staatlichen Organe eine Zensur oder einen Eingriff gegeben hat, und wenn dies der Fall war, in welchem Stadium der Bearbeitung dieser stattgefunden hat.

Pia Deutsch

Mediating German Identities. Germany's National Radio, 1989-1995

(University of Warwick, UK)

Current German debates about refugees, xenophobia, mentalities as well as economical strength, and future perspectives show that in many peoples' perspective West and East are still perceived as „the other“ Germany. The ‚Grenze im Kopf‘ is not yet overcome. Those differences were originally shaped by two regimes that followed mutually exclusive ideologies, thus sought to construct identity with opposing narratives. In 1989, a broad audience across the country witnessed how the Berlin Wall fell. They spent the night watching television or listening to the radio to see and hear what was happening. That night, in which everything seemed possible and easy, marked the starting point for the reunification of two societies that had been separated for forty years. Roughly one year later, as the German unification was legally completed on the 3rd of October 1990, the GDR existed no longer – a country had vanished. In every-day life, however, integrating two societies and memory communities was a challenging task, which is not finished yet. In this context, the project considers the radio as a medial forum that imagined an all-German audience after 1989, and provided a platform to discuss the transformation process as well as self-images and identities.

Together with its forerunners, the radio station Deutschlandradio was an intermediale institution that bridged the two societies before, during and after unification. In 1994, it was founded as a merger of three existing broadcasting stations: the two western stations – the RIAS Berlin and the Deutschlandfunk – and one former GDR station: the Deutschlandsender Kultur. All three of them had their own changeful history and structures. But what they shared was their mission to influence listeners on the „other side“ of the iron curtain and to provide them with information.

After the unification, they not only lost their mission but also their legal basis and therefore faced an uncertain future. It took several years to negotiate the structure of this new station. Finally, one agreed on broadcasting the program nation-wide so it could function as a „reunification“ station, by making the unification subject of their broadcasts and introducing the East and West to one ano-

ther. In consequence, the very purpose of the Deutschlandradio was to foster the integration of the two societies as well as their international integration after 1989. This purpose was also codified in the founding documents.

To conceptualize these different societies and memory communities and the process of building an all-German identity, I will apply a transcultural approach. I am referring to Astrid Erll's concept of travelling memory, which frames memory flows that move across borders. In this context she considers „transcultural memory“ as „a certain research perspective, a focus of attention, which is directed towards mnemonic processes unfolding across and beyond cultures.“¹ Erll argues that memory has to travel, needs to be re-mediated, and modified by individuals in specific contexts in order to stay alive. Coming back to German unification, I wonder what happened to these memory flows when the political border vanished in 1989: Which kinds of borders or barriers prevailed? And which policy did the state as well as intermediate institutions pursue to mediate the two memory communities in order to incorporate one community into the other or to create a new and shared one?

While Astrid Erll focuses on memory flows that transcend borders, Sabina Mihelij advocates the idea that the national paradigm is still very powerful for people's perception of the world, for collective memories and the expression of belonging.² Moreover, she argues that mass media plays a decisive role in manufacturing national identity and inclusion. Since the world is still envisioned and therefore segmented along cultural lines, they help to legitimise national institutions and national interests. Following Ann Rigney and Chiara De Cesari, I argue that transnational phenomena are not situated „between“ the national and the global in a spatial way. Instead, spatial imaginaries have to be critically reflected in order to analyse the complex interplay between „the national“ and „the transnational“ or „transcultural“.³

I see myself in the tradition of German cultural history, which combines two things: on the

1 A. Erll: „Travelling Memory“, Parallax 17 (2011), p. 4–18

2 Sabina Mihelij, Media Nations. Communicating, Belonging And Exclusion in the Modern World (Basingstoke, 2011).

3 Chiara De Cesari and Ann Rigney, Introduction to Transnational Memory. Circulation, Articulation, Scales (Berlin, 2014), p. 1–26.

one hand an anthropological approach that is focussed on individuals in their specific historical and social context as well as their individual agency.

On the other hand, the approach follows a constructivist paradigm and therefore analyses individual and collective strategies of sense-making with regards to power structures within a society.⁴ Thus, I assume that there is a connection between language and sense-making practises as well as values, ideas, (national) identity and mentalities. I consider these as the outcome of cultural negotiation processes in which media plays a key role.

Concerning the unification process, one must say, that neither the general administrative termination of the GDR-broadcasting system nor the implementation of a new system was done without conflicts. These conflicts are mirrored in the founding process of the Deutschlandradio as colleagues from East and West began to work together, and had to learn how to make unification work. To show how unified Germany was constructed and articulated in the founding process of an all-German media institution, and how individuals reinforced, subverted or contested these constructions, thus engaging with what it meant to be German, I raise the following questions: Which issues did the station(s) take up before, during and after unification and did this change when Deutschlandradio was founded and took over in 1994? What terms were used and which connotations and interpretations did they contain? How was memory re-negotiated between the two memory communities through talking about the past and the present? And finally, which conclusion can be drawn from this concerning social and political changes as well as national identity in reunited Germany?

I am also interested in the productional processes and everyday experiences and therefore wondering: How did the new colleagues get along? Which difficulties or conflicts did they face on a structural as well as a personal level? How was work organised at the Deutschlandradio and were there any hierarchies between East and West Germans? In other words: how was unification learned and appropriated in the every-day of the Deutschlandradio?

.....
4 Achim Landwehr, *Historische Diskursanalyse* (Frankfurt a.M., 2009); Thomas Mergel, "Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik", *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), p. 574–606.

The first set of questions addresses the content of the broadcasted programs.⁵ I am going to conduct a qualitative analysis of particular programs that have a German-German dimension, respectively, which show the differences mentioned earlier – such as debates about xenophobia, abortion, environment and *Vergangenheitsbewältigung*. The analysis will focus on language use and the underlying interplay of language, power and the construction of reality. The way how and which past was used to construct the present as well as the future will be analysed. The second set of questions is concerned, firstly, with the history of the institution in the wider context of reunification. Secondly, it addresses the experiences people have made in the early days of the Deutschlandradio. I will therefore interview staff of the station that worked there in the late 1980s and 1990s. The interviews will not only be used as a source of information about the institutions. They will also be analysed as a „text“; so again, language use and underlying narratives will be relevant.

Firstly, I will focus on the institution itself and the produced products. Secondly, I will analyse their experiences and interpretations as well as how people behaved in the newly built structures. The cultural history approach can give insights into how media connects individual's agency with processes on national level, and also into power relations and their shifts. Thus, conceptualising reunification as a process that was both national and transcultural can contribute to research concerning identity and cultural memory. By analysing the self-image of the Deutschlandradio as a national radio, and in showing how it accompanied and explained the radical changes after 1989, my project aims at yielding some answers to the question how unification worked and how the two German societies that had been separated for forty years started to grow together.

.....
5 About a third of the program of DLF, as well as parts of the programs of RIAS (until 1993) and DS Kultur (1992-1993) are digitalised and accessible through the ARD Hörfunkdatenbank (HFDB) at the ARD broadcasting archives. Further programs of DS Kultur (until 1992) are held by the DRA and are also accessible through the HFDB.

Mirjam Kappes

Vergangenheit so präsent wie nie: Medien-Nostalgie im digitalen Zeitalter

(Universität zu Köln)

Der Einzug des Digitalen ins Alltagsleben wurde bereits früh antizipiert;¹ heute sind wir im digitalen Zeitalter angekommen. So gut wie jeder Bereich unserer Lebenswelt ist von digitalen Technologien geprägt, die wie selbstverständlich in unsere Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen einbezogen werden bzw. einfließen.² In wissenschaftlichen wie populären Diskursen ist die Digitalisierung daher oft als eine medienhistorische ‚Revolution‘ oder ‚Umbruchphase‘ beschrieben worden, welche anhand der Beschreibung der durch digitale Technologien ermöglichten, begünstigten oder bedingten Veränderungen nachgewiesen bzw. untersucht wurde (und wird). Die Herausarbeitung und Unterstreichung dieser ‚revolutionären‘ Wandlungsprozesse wiederum stützt die Argumentationsstruktur in der breiten Auseinandersetzung um die Digitalisierung, die sich spektral von euphorischen Begrüßungshymnen bis hin zu kritisch-deterministischen Befürchtungen, Krisenbeschwörungen und Verlustängsten erstreckt. Dahinter verbirgt sich häufig die Vorstellung einer voranschreitenden, progressiven und sich zunehmend beschleunigenden Entwicklung von Medien (-technologien), bei dem das Vormalige fortlaufend ausgetauscht bzw. ersetzt wird.

Weniger Beachtung, so der Technikhistoriker Kurt Möser, finden dagegen die „Gegengeschichten des Alten“,³ d.h. das Erhalten und Fortbestehen älterer Medientechnologien, -verfahren und -kontexte. Hierfür sind nicht

.....

1 Ithiel de Sola Pool schreibt 1983: „Soon most published information will be disseminated electronically. Networked computers will be the printing presses of the twenty-first century.“ Ithiel de Sola Pool: *Technologies of Freedom*. Cambridge, Mass. u.a. 1983, S. 224.

2 Diese Entwicklung konnte MIT-Mitbegründer Nicholas Negroponte bereits 1998 beobachten: „Its [the digital's] literal form, the technology, is already beginning to be taken for granted, and its connotation will become tomorrow's commercial and cultural compost for new ideas. Like air and drinking water, being digital will be noticed only by its absence, not its presence.“ Nicholas Negroponte: *Beyond Digital*. In: *Wired* (6) Dezember 1998. Online unter: <http://www.wired.com/1998/12/negroponte-55/> (zuletzt abgerufen am 08.01.2016).

3 Kurt Möser: Fortdauer und Wiederkehr des Alten in der Technik. In: Andreas Böhn und Kurt Möser (Hrsg.): *Techniknostalgie und Retrotechnologie*. Karlsruhe 2010, S. 17-40, hier S. 18.

nur die immer noch vorhandenen Grenzen der Technik verantwortlich. Denn bemerkenswerterweise scheint die voranschreitende Digitalisierung der Lebenswelt ebenso affirmativ begrüßt zu werden, wie sie zugleich affektiv besetzte Erinnerungsbekundungen an eine prädigitale Vergangenheit hervorzurufen scheint. Der Kindle lässt die haptische Qualität des Umblätterns, Papiergeruch und Druckerschwärze des Buchs vermissen; trotz MP3-Player und iTunes-Archiv ist der Verkauf von Vinyl-Platten in den letzten Jahren signifikant angestiegen. Das Alte wird nicht nur gesammelt und bewahrt, sondern auch bewusst nachgeahmt und neu erschaffen: Moderne Digitalkameras erlauben schon lange, Fotos einen ‚alten Look‘ zu verpassen, Filmemacher wie Quentin Tarantino manipulieren absichtlich digitale Kino-Bilder mit visuellen Störmomenten und Kratzern, um die Ästhetik eines prädigitalen Kinoerlebnisses zu imitieren. Populäre Fernsehserien wie „Mad Men“, „Boardwalk Empire“ oder „Downton Abbey“ re-inszenieren nicht nur soziokulturelle Vergangenheit längst verflossener Dekaden, sondern fetischisieren diese zugleich in ihrer visuellen wie dramaturgischen Darstellung. Ganze Eventkulturen sind um die Vergegenwärtigung eines Vormaligen entstanden: dazu zählen z.B. Swingtanz-Parties oder Retro-Gaming-Veranstaltungen.

„The past has become part of the present in ways simply unimaginable in earlier centuries“, so beschreibt Andreas Huyssen die durch neue (digital-)mediale Technologien ermöglichten (und ggf. sogar forcierenden) Verfahren und Formen einer gegenwärtig geradezu obsessiven Vergangenheitsbewahrung und -vergegenwärtigung.⁴ Ähnlich spricht Johanne Garde-Hansen von der kontemporären ‚gefräßigen‘ Nostalgiekultur („voracious culture of nostalgia“),⁵ die, folgt man Forschern wie Svetlana Boym oder Paul Grainge, symptomatisch für das gegenwärtige, postmoderne Zeitalter sei.⁶

Ausgangspunkt meiner Promotionsarbeit ist daher die folgende These: Obwohl die voranschreitende Digitalisierung unserer Lebenswelt immer noch mit techno-positivistischen

.....

4 Andreas Huyssen: *Present Pasts: Urban Palimpsests and the Politics of Memory*. Stanford 2003, S. 6.

5 Johanne Garde-Hansen: *Media and Memory*. Edinburgh 2001, S. 71.

6 Vgl. Svetlana Boym: *The Future of Nostalgia*. New York 2001, S. xvi; vgl. Paul Grainge: *Monochrome Memories: Nostalgia and Style in Retro America*. Westport, Conn. u.a. 2002, S. 29.

Innovationsnarrativen⁷ behaftet ist, die die Digitalisierung als vorläufigen Kulminationspunkt einer Reihe sich stetig übertreffender Medientechnologien imaginieren, so ist unsere Gegenwart gleichzeitig durchzogen von ‚Nostalgie‘-, ‚Retro‘- und ‚Vintage‘-Bewegungen, denen gemein ist, dass sie das Alte, Vormalige, Überholte und (scheinbar) Obsolete zelebrieren. Diese vielgestaltigen Hinwendungen zu bzw. Aneignungen von einer – so imaginierten – prädigitalen Vergangenheit markieren einen umfassenderen kulturellen Trend („nostalgia boom“⁸), der nicht mehr subversiv, sondern dominant in unserer gegenwärtigen Gesellschaft auftritt. Signifikanterweise sind die nostalgischen Appropriationen aber nicht regressiv technikpessimistisch, sondern scheinen gerade in, durch und mittels digitaler Medien stattzufinden. Kennzeichnend ist also nicht eine grundlegende Ablehnung des digitaltechnischen Fortschritts, sondern ein dynamisches Wechselverhältnis von Aneignung und Reminiszenz, das reflexive, spielerische und gar ironische Züge annehmen kann.

Die momentan sehr breite (und teils recht beliebige) Applizierung des Terminus „Nostalgie“ im wissenschaftlichen Diskurs zeigt, wie sich konkurrierende bzw. korrespondierende Forschungsansätze überlagern und wie der akademische Nostalgie-Diskurs derzeit noch um konkrete bzw. anwendbare Begriffskonzepte und Untersuchungsmodelle ringt. Da die Schwierigkeit einer systematischen Erfassung u.a. in der Vielgestaltigkeit der beobachteten Medienphänomene liegt, beschränkt sich ein Großteil der bisher erschienenen Werke auf Einzelfallstudien. Interessant wird es jedoch dann, und hier soll auch meine Dissertation ansetzen, wenn Nostalgie nicht mehr nur in einer zuvor ausgewählten Medienerzählung oder anhand eines vorab definierten Merkmalskatalogs von Medienmodi gesucht und gefunden wird, sondern wenn dem dynamischen Wechselverhältnis von Aneignung und Reminiszenz Rechnung getragen wird.

Die Promotionsarbeit nimmt daher bewusst Abstand von einem in perpetuum bestimmten normativen Begriffsverständnis, sondern begreift Nostalgie als eine affektive mnemo-

.....

⁷ Vgl. Florian Cramer: What is ‚post-digital‘? In: David M. Berry und Michael Dieter (Hrsg.): *Postdigital Aesthetics. Art, Computation and Design*. Basingstoke, Hampshire / New York, NY 2015, S. 12-26, hier S. 20.

⁸ Katharina Niemeyer: *Media and Nostalgia. Yearning for the Past, Present and Future*. Basingstoke u.a. 2014, S. 1.

nische Praktik und untersucht, wie diese digitalmedial (bzw. digitalspezifisch) hervortritt bzw. erfahrbar gemacht und unter den Bedingungen medialer Historiographie gebildet, (fort-) entwickelt und ausgehandelt wird. Ähnlich wie zum Beispiel bei den memory studies geht es auch bei meinem Projekt um die Erfassung eines fluiden, sich stetig im Wandel befindenden Phänomenbereichs, der nicht ausschließlich, aber doch besonders deutlich in seiner temporären Materialisierung (sprich: im ‚Umgang mit den Dingen‘) nachvollziehbar ist. Dabei treten Regelmäßigkeiten und Muster in Formen, Verfahren und Kontexten der gegenwärtigen Mediennostalgie hervor, die zur Erarbeitung eines mehrschichtigen bzw. multiperspektivischen theoretischen Analysemodells genutzt werden sollen, welches als ‚tool box‘ auch zu einzelfallübergreifenden Aussagen kommen soll. Die Korpusauswertung, die sich vorrangig auf Beispiele der letzten Dekade stützt, findet dann im dialogischen Darstellungsverhältnis zwischen modellhafter Einordnung und praktischer Umsetzung statt. Doing (media) nostalgia, wenn man so will, heißt dann, von vorgefertigten Bedeutungssupposita der Nostalgie abzurücken, um sie stattdessen in ihrer „praktisch hergestellten Materialität“ zu betrachten – und so dahinterstehenden kulturellen Sinnmustern und Wissensordnungen auf die Spur zu kommen.⁹

.....

⁹ Vgl. zu diesem Ansatz Karl H. Hörning und Julia Reuter (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, hier S. 12.

Rezensionen

Peter Richard Pinard

Broadcast Policy in the Protectorate of Bohemia and Moravia. Power Structures, Programming, Cooperation and Defiance at Czech Radio 1939-1945

(= Prager Schriften zur Zeitgeschichte und zum Zeitgeschehen, Bd. 8)

Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2015, 388 Seiten.

Nachdem durch das Münchener Abkommen Ende September 1938, abgeschlossen von Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Italien, die Tschechoslowakei ihre grenznahen Gebiete, das sogenannte Sudetenland, an das Reich hatte abtreten müssen, ruhte Hitler nicht lange, auch die „Resttschechei“ zu „erledigen“. Bereits am 15./16. März im Folgejahr war es soweit: Nach dem Vorrücken der Wehrmacht bis nach Prag wurde durch Führererlass das Reichsprotectorat Böhmen und Mähren errichtet, das den Tschechen zwar eine gewisse Selbstverwaltung zusicherte, sie allerdings für die nächsten mehr als sechs Jahre unter die Oberaufsicht des Reichsprotectors und aus dem Reich entsandter Beamter und Funktionäre stellte.

Welche Rolle der tschechischsprachige Rundfunk dabei spielte, ist das Thema des Buches von Peter Richard Pinard, mit dem er als Dissertation 2011 an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karlsuniversität in Prag promoviert worden ist. Der Autor, Manager für die Kontrolle der inhaltlichen Programmqualität bei Radio Free Europe/Radio Liberty in Prag, legt damit das Ergebnis seiner jahrelangen Forschungen vor, von denen er Teilaspekte vor allem in den „Theresienstädter Studien und Dokumenten“ in deutscher und in tschechischer Sprache, zuletzt auch in „Rundfunk und Geschichte“ bereits publiziert hat.

Die Studie ist im Wesentlichen chronologisch aufgebaut und orientiert sich bei ihrer Kapiteleinteilung vor allem an den Amtszeiten der aus dem Reich zur Aufsicht und Anleitung des Rundfunks im Protectorat mit seinen verschiedenen tschechisch- und/bzw. deutschsprachigen Sendungen entsandten Deutschen. Die politisch-organisatorische

Entwicklung, der Ausbau der technischen Infrastruktur und die ausgestrahlten Programme stellt Pinard in Jahresschritten dar, die sich für die Zeit von 1939 bis 1944 jeweils auf Ende November beziehen. Ausnahmen bilden Ende Februar 1939 zur Schilderung der Organisation des tschechoslowakischen Rundfunks „Radiojournal“ vor der deutschen Besetzung sowie Ende Februar 1945 für die Darstellung der letzten Monate des Okkupationsregimes bis zur Eroberung des Prager Funkhauses durch Aufständische am Ende des Zweiten Weltkriegs. Im Umkreis dieser über die Jahre verteilten Tage hat der Autor grafische Darstellungen angeordnet, anhand derer die Veränderungen im Programmangebot – tschechisch- und deutschsprachig, Musik, Politik, Vorträge, Nachrichten, Kultur/Unterhaltung, gruppenspezifische Beiträge wie Frauenfunk, Jugend- und Schulfunk, Landfunk, Arbeiterfunk – anschaulich werden können.

Durch die Analyse einzelner Sendungen und Sendereihen – Hörspiele, Features, Kommentare –, deren Texte sich in Archiven und Nachlässen erhalten haben, kann Pinard nachweisen, dass die zur Kollaboration bereiten tschechischen Mitarbeiter in den ersten Jahren der Besetzung noch gewisse Freiräume besaßen, sich ab Anfang 1942 aber zunehmend der Einmischung durch die deutschen Aufpasser gegenübersehen. Etwa zeitgleich war Reinhard Heydrich als stellvertretender Reichsprotector nach Prag beordert worden, um einen schärferen Kurs gegenüber den weniger kooperationswilligen Teilen der Bevölkerung durchzusetzen. Und der tschechische Rundfunk büßte seine bisherige Autonomie ein und wurde als „Sendergruppe Böhmen-Mähren“ der „Reichsrundfunkgesellschaft“ eingegliedert.

Peter Richard Pinard hat sich einem Kapitel der Rundfunkgeschichte gewidmet, das bisher zwar in groben Zügen auf der politisch-organisatorischen Ebene bekannt war, durch seine Forschungen aber nun in allen programmlichen Verästelungen und damit verbundenen personellen Zusammenhängen durchschaubar wird.

Ansgar Diller, Hochheim am Main

Christoph Hilgert

Die unerhörte Generation. Jugend im westdeutschen und britischen Hörfunk, 1945-1963

Göttingen: Wallstein 2015, 388 Seiten, 8 Abb.

„Die Jugend ist“, so hat der Religionsphilosoph Martin Buber einmal festgehalten, „die ewige Glückschance der Menschheit“. Über die Jugend zu reden, heißt somit auch, mit einer antizipierten Zukunft in Kontakt zu treten: Die Jugend fungiert hierbei entweder als Hoffnungsträgerin oder als Unheilbringerin. Von Gegenwartsbeobachtungen ausgehend entwerfen Gesellschaften ihre Zukünfte, wobei den Jugendlichen die Funktion zukommt, das Fortbestehen bestimmter Norm- und Wertvorstellungen zu gewährleisten und Kontinuität im Wandel herzustellen. Für Christoph Hilgert sind öffentliche Debatten über Jugendphänomene darüber hinaus „Ausdruck einer Stellvertreterdiskussion über die richtige Bewertung der sozialen Ordnung“ und der gesellschaftlichen Selbstverständigung (S. 12). Das Sprechen über Jugend ermöglicht Gesellschaften somit, immer wieder auf Neue die eigene Identität zu verhandeln. Auf Grundlage dieser Überlegungen untersucht Hilgert in seiner Dissertationsschrift mit dem wunderbar doppeldeutigen Titel „Die unerhörte Generation“ den öffentlichen Umgang mit der Jugend im westdeutschen und britischen Hörfunk der Nachkriegszeit.

Der Verfasser betrachtet den Hörfunk als eine Aushandlungsinstanz, die in den 1950er und 1960er Jahren als „kommunikativer Mittler und Mitgestalter von Jugend“ fungierte (S. 14). Mithilfe einer vergleichenden Längsschnitt-Analyse untersucht er die westdeutschen und britischen Programmangebote, wobei vor allem Wortsendungen des NWDR, SDR, SWF sowie der BBC den Kern der Untersuchung bilden. Die Inhaltsanalyse von überlieferten Manuskripten bezieht insgesamt 600 Sendungen ein, von denen Hilgert etwa 250 Sendebeiträge intensiver ausgewertet hat (vgl. S. 28). Neben den Sendemanuskripten benutzt er zur Kontextualisierung der Hörfunkbeiträge weitere Quellen wie Sitzungsprotokolle, Memoranden oder Kostenaufstellungen sowie Zeitzeugengespräche. Hilgert untergliedert seine Arbeit in drei Kapitel: 1. Hörfunk als Mittler und Mitgestalter der gesellschaftlichen Aushandlung von Jugend (S. 35-86), 2. Jugendmedium Hörfunk (S. 87-156) und 3. Repräsentation von Jugend (S. 157-313).

Im ersten Kapitel referiert Hilgert auf knapp 50 Seiten die medientheoretischen, hörfunkhistorischen und programmgeschichtlichen Grundlagen für seine Analyse. Den Hörfunk versteht er hierbei als eine mediale Sinnstiftungsmaschine und als einen Wirklichkeitskonstrukteur (vgl. S. 39), welcher der individuellen und der kollektiven Alltagsbewältigung dient (vgl. S. 45). Dieses Kapitel fungiert somit als eine Art zweite Einleitung, welche die Leserschaft neben dem medientheoretischen Rüstzeug auch über die Neu- beziehungsweise Umordnung des westdeutschen und britischen Rundfunkwesens nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die Hörfunknutzung und die jugendbezogenen Hörfunkprogramme in beiden Ländern informiert. Man kann darüber streiten, ob eine solch ausführliche Grundierung notwendig ist, einer Qualifikationsschrift steht sie aber gut zu Gesicht.

Das zweite Kapitel widmet sich zunächst den Wortprogrammen für die Jugend. Als eine „wichtige programmgeschichtliche Zäsur“ (S. 106) identifiziert Hilgert die Erfindung der NWDR-Sendereihe „Abend für junge Hörer“ im Jahr 1954. Als Klammer der mehrstündigen Livesendungen diente ein bestimmtes Thema, welches die Verantwortlichen in Interviews, Gruppendiskussionen oder auch Quizrunden bespielten. Der NWDR-Jugendfunk erwies sich hierbei laut Hilgert als ein „innovativer Vorreiter“ (S. 119). Die Geschichte des westdeutschen Jugendfunks in den 1950er Jahren betrachtet der Verfasser als eine „programmgeschichtliche Sattelzeit“ (S. 121), die durch Lernprozesse geprägt war, wobei die Radiomacher letztendlich verstärkt auf die jugendlichen Hör-Erwartungen und die jugendliche Zielgruppe eingingen: Somit erschufen sie laut Hilgert einen Jugendfunk neuen Typs. In Großbritannien dominierten hingegen weiterhin Bildungsprogramme, wobei die Sendeleitung vor allem die bildungsbürgerlichen Schichten im Blick hatte.

Der Zuspruch der britischen Jugendlichen gegenüber dem BBC-Programm war daher sehr gering (vgl. S. 131). In beiden Ländern hatten die öffentlich-rechtlichen Sender im Bereich der Musikprogramme mit einer „asymmetrischen Konkurrenzsituation“ zu kämpfen (S. 139): Dabei standen ihnen zum einen die Ostberliner Sender, die Propaganda mit populärer Unterhaltungsmusik verknüpften, und zum anderen die Truppenbetreuungssender AFN und BFN sowie Radio Luxemburg gegenüber. Die populären Rock ‚n‘ Roll-Stücke der 1950er Jahre suchten die Jugendlichen

im öffentlich-rechtlichen Programm zumeist vergebens. In Westdeutschland stellten die Sendungen des Schallplattenjockeys Chris Howland jedoch einen populärmusikalischen Annäherungsversuch an die junge Hörerschaft dar. Stärker als in der Bundesrepublik reagierte die BBC mit neuen Musikformaten wie etwa „Pick of the Pops“ (seit 1955) auf die Konkurrenzsituation und öffnete sich der Populärmusik, wobei man das Discjockey-Konzept von Radio Luxemburg adaptierte (vgl. S. 151).

Dem programmgeschichtlichen zweiten Kapitel folgt das umfangreichste dritte Kapitel, welches die Jugendrepräsentationen im Hörfunk bespricht. Chronologisch zeichnet Hilgert vier Deutungskonjunkturen im Untersuchungszeitraum nach: „Jugend am Rande des Abgrunds“ (1945-1947/48), „Jugend als Projektionsfläche der Hoffnung“ (1948-1954/55), „Angst vor dem Kontrollverlust“ (1955-1957/58) sowie „Versachlichung und Ausdifferenzierung“ (1958-1963). Wechselten sich zunächst Bedrohungs- mit Hoffnungsszenarien ab, sieht Hilgert vor allem in den späten 1950er Jahren eine Umbruchzeit, in der man Jugend verstärkt als eine „schwierige physische und psychische Entwicklungsphase des Menschen“ betrachtete (S. 277). Bildeten in der unmittelbaren Nachkriegszeit zunächst Jugendkriminalität und moralische Verwahrlosung den Diskurschwerpunkt, so sollte die Jugend wenig später beiden Gesellschaften „politische Stabilität, Frieden und Wohlstand“ bringen (S. 201). In Gestalt der „Halbstarken“ oder „Teddy Boys“ war Mitte der 1950er Jahre das Pendel allerdings vom Hoffnungsträger wieder zum Unheilbringer umgeschlagen. Ab den späten 1950er Jahre setzte, wie Hilgert anschaulich aufzeigt, eine Verwissenschaftlichung des Jugenddiskurses im Hörfunk ein, da die Redaktionen verstärkt die Ergebnisse der Jugendforschung rezipierten und der Jugend ein Recht auf Eigensinn zugestanden (vgl. S. 286).

Im Fazit konstatiert Hilgert, dass der Jugendfunk bis Mitte der 1950er Jahre „weitgehend an seiner eigentlichen Zielgruppe“ – der unerhörten Generation – vorbei sendete (S. 330). Während sich der bundesdeutsche Jugendfunk allmählich von einer beherrschenden Programmgestaltung verabschiedete, verharrte der britische Hörfunk im Bereich der Wortprogramme in dieser Tradition.

Zu Hilgerts Studie ist abschließend anzumerken, dass vor allem die junge Bundes-

republik den Untersuchungsschwerpunkt markiert, so dass der historische Vergleich mit Großbritannien und die in der Einleitung proklamierte „Interaktions- beziehungsweise Transferanalyse“ (S. 27) mitunter aus den Augen geraten. Dieses Ungleichgewicht in der Analyse liegt auch an den fehlenden BBC-Sendemanuskripten, der eine deutlich bessere Überlieferungssituation beim SWF- und SDR-Jugendfunk sowie mit Abstrichen des NWDR-Hörfunks gegenübersteht – was hinsichtlich des Forschungsdesigns durchaus Fragen aufwirft. Doch trotz dieser strukturellen Probleme einer transnationalen Rundfunkgeschichte zeigt Christoph Hilgert kenntnisreich, wie der westdeutsche (und der britische) Hörfunk mithilfe von Jugenddiskursen die jeweiligen Gegenwart und die zukünftigen Glückschancen vermaß.

Martin Stallmann, Heidelberg

Anke Fiedler

Medienlenkung in der DDR

Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Band 52

Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2014, 494 Seiten.

Anke Fiedler widmet sich in ihrer Dissertation einem Mammutprojekt: Sie untersucht vor allem anhand sehr umfangreicher Archivstudien die Medienlenkung in der DDR in allen Facetten. Sie bekam dafür auch 2014 den Nachwuchsförderpreis Kommunikationsgeschichte der DGPK.

„Im Mittelpunkt stehen Anfänge, Aufbau, Entwicklung und Wandel der Medienlenkung in der DDR in den Jahren zwischen der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches am 8. Mai 1945 bis zum offiziellen Ende der Medienlenkung mit dem Sturz Erich Honeckers am 17. Oktober 1989.“ Allein dieser Zeitraum! „Mit dem Begriff ‚Medienlenkung‘ ist hier zum einen die Anleitung und Kontrolle von Presse, Rundfunk und Fernsehen gemeint (etwa Strategien, Kommunikations- und Lenkungswege), zum anderen die Funktionsweise einzelner Strukturen im Medienlenkungsapparat, sprich der Instanzen und damit auch der Akteure, die für die Medienlenkung zuständig waren.“ (S. 10f.)

Fiedler will damit einen „Gegenentwurf zu Holzweißigs Werken liefern“ (S. 10), der die differenziertere Betrachtung des Lenkungsapparates für überflüssig hält (S. 9) und grenzt sich auch vom Propaganda-Ansatz ab.

Die Autorin bestimmt in Kapitel I die Medienlenkung in der DDR als politische Öffentlichkeitsarbeit der SED-Führung. Eine These, über die sich wohl lange streiten lässt. Im Kapitel II stellt sie ausführlich den Medienlenkungsapparat vor und folgt dann ihrem theoretischen Ansatz in den Kapiteln III., IV. und V.: Die sachliche Dimension: Im Spannungsfeld der Interessen; Die zeitliche Dimension: Politische Öffentlichkeitsarbeit zum richtigen Zeitpunkt; Die soziale Dimension: Uniformität mit Profil. Auch ohne dieses, immer wieder aufgesetzt wirkende Raster, hätte das, was Fiedler hier zusammengetragen hat, alle Preise verdient. – Ein Fundus, der für alle folgenden Arbeiten zur DDR-Mediengeschichte (auch durch viele detaillierte Übersichten zu Kommissionen, Personen etc.) gut nutzbar ist. Nur gelegentlich wirken ihre Ergebnisse etwas episodisch. (Aber wie umfangreich sollen Dissertationen denn noch werden? Nicht nur eine Frage betr. Anke Fiedler.) Sie kam dann nicht weiter, weil ihr die Akten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) nicht hinreichend zugänglich waren.

Die ausführlichsten Darstellungen beziehen sich zwar auf die Presse („Neues Deutschland“ und „Junge Welt“), aber auch andere „Leitmedien“ („Aktuelle Kamera“ und ADN) untersucht sie hinreichend, obwohl sie bescheiden behauptet, das „Hauptaugenmerk“ auf die Tagespresse zu legen (S. 11), weil zu anderen mehr Ergebnisse vorliegen.

Das Buch ist lange auf dem Tisch der Rezensentin liegen geblieben, weil sie über die wenigen Seiten zur Leipziger Journalistenausbildung (S. 119 bis S. 123) verärgert war; nicht aus wissenschaftspolitischen Gründen, sondern wegen vieler sachlicher Fehler. Beispielhaft erwähnt werden soll nur: Es gab kein „Institut für literarische Publizistik und Slawistik“ (S. 121), es hieß: „Literarische Publizistik und Stilistik“. Da Fiedler dafür keine Primärquellen zur Verfügung hatte, ist es sehr begrüßenswert, dass ihr Doktorvater, Michael Meyen, sich dieser „Leerstelle“ in der Geschichte der Journalistenausbildung bzw. Kommunikationswissenschaft jetzt annimmt. Erste Ergebnisse sind unter blexkom.halem-verlag.de nachzulesen.

Margarete Keilacker, Wermsdorf

Andreas Kötzing / Ralf Schenk (Hg.)
Verbotene Utopie. Die SED, die DEFA und das 11. Plenum

Berlin: Schriftenreihe hg. von der DEFA-Stiftung 2015, 544 Seiten.

Pünktlich zum 50. Jahrestag der 11. Tagung des Zentralkomitees der SED vom Dezember 1965, der Einschnitt in die (film-)kulturelle Entwicklung der DDR, erschien dieser von der DEFA-Stiftung herausgegebene Band. In erster Linie als Wirtschaftsplenium konzipiert, entwickelte sich das so genannte „Kahlschlag-Plenum“ zu einer regelrechten Absage an jene Liberalisierungstendenzen, die seit mindestens 1963 das kulturelle Leben im ostdeutschen Staat geprägt hatten. Das Kino war dabei der am stärksten betroffene kulturelle Bereich; ein besonders folgenreiches Ereignis, denn in diesen Jahren brachte die DEFA eine Reihe von Werken hervor, die das Potenzial besaßen, an zeitgenössische internationale Strömungen anzuknüpfen. Ralf Schenk, Vorstand der DEFA-Stiftung und Mitherausgeber des Bandes, schreibt in einem kurzen Vorwort von einem „verhinderten Filmfrühling“ (S. 9).

Bei dem hier besprochenen Buch ist in erster Linie seine Struktur hervorzuheben, die es in drei Teile gliedert („Geschichte“, „Filme“ und „Dokumente“) und so dem Endprodukt eine in Sammelbänden oft vermisste Kohärenz gibt. In dem ersten Teil kontextualisiert Andreas Kötzing ausführlich das Plenum innerhalb der DDR-Kulturpolitik, nicht seit dem Mauerbau, wie sonst üblich, sondern seit dem Formalismus-Streit der frühen 1950er Jahre, womit klare Parallelen zwischen diesem und dem späteren kulturpolitischen ‚Kahlschlag‘ 1965 deutlich herausgearbeitet werden. Weitere Aspekte machen ebenfalls den Mehrwert dieses ersten Teils aus: Kötzing legt beispielsweise überzeugend dar, dass die These eines Plenums als Inszenierung parteiinterner Streitereien zwischen Vertretern einer eher liberalen Kultur- und Jugendpolitik – sowie der Wirtschaftsreformen im Rahmen des „Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung“ (NÖSPL) – und dogmatischen Funktionären um Erich Honecker oder Kurt Hager ergänzt werden muss. Er plädiert zusätzlich für eine Interpretation der Geschehnisse im Dezember 1965, welche die Rolle der Sowjetunion stärker in den Vordergrund rückt (S. 90f.); eine Interpretation, bei der die Reise einiger Funktionäre um Kurt Hager in das Land des großen sozialistischen Bruders just eine Woche vor Tagungsbeginn entscheidend

war. In Moskau, so Kötzing, haben sich die ‚Dogmatiker‘ ihren Rückhalt für ihre kulturpolitische Orientierung gesichert. Ein weiterer Gewinn dieses ausführlichen einführenden Teils (135 Seiten) ist die Konzentration auf Leipzig, welche exemplarisch zeigt, inwieweit die Umsetzung der Parteilinie in verschiedenen Bezirken unterschiedlich war und wieviel die tatsächliche Implementierung der kulturpolitischen Richtlinien von der konkreten Personalkonstellation (in diesem Fall unter dem ‚Hardliner‘ Paul Fröhlich, 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung) abhing. Anhand dieses Beispiels zeigt Kötzing ebenfalls anschaulich auf, dass es schon lange vor dem 11. Plenum deutliche Zeichen einer sich verhärtenden Stimmung gegenüber den liberalen Tendenzen im Kunst- und Kulturbereich gab (S. 54f.) und somit die künstlerischen Entwicklungen in diesen Jahren sehr ambivalent waren. Ergänzend beschreibt Regine Sylvester die Geschichte des Filmverbots und dessen Folgen anhand zentraler Momente zwischen 1965 und 1990 (zwischen dem Plenum und der Aufführung einiger dieser Werke auf der ersten Berlinale nach dem Mauerfall): eine Geschichte der Zensur und Kontrolle, die auch zur Geschichte des Scheiterns der DDR wird. Als 1989 erste ernstzunehmende Versuche unternommen wurden, das Gros der verbotenen Werke zu rehabilitieren, war der Staat, der sie brauchte, fast schon Vergangenheit geworden.

Der zweite Teil, 250 Seiten lang, wendet sich der Analyse der vom Plenum betroffenen Filme zu. Die 15 hier vertretenen Autoren setzen dabei den Akzent nicht nur auf die direkt verbotenen Werke, sondern schließen auch andere, in der Forschung oft vernachlässigte Titel (z.B. Zeichentrickfilme) mit ein, die in den Monaten vor und nach dem Plenum der grundlegenden Neuorientierung in der DDR-Kulturpolitik zum Opfer fielen. Das analytische Niveau ist generell hoch, wobei einige (unvermeidliche) Redundanzen anzumerken sind.

Im dritten Teil werden Dokumente abgedruckt, die das Schicksal der betroffenen Werke entscheidend bestimmten. Es handelt sich dabei um Berichte verschiedener Gremien oder Einzelpersonen (aus der Abteilung Kultur im Zentralkomitee der SED, der SED-Parteiorganisation des DEFA-Spielfilmstudios, der Hauptverwaltung Film etc.), die im Laufe des Jahres 1965 das ‚Ambiente‘ für den Kahlschlag bereiteten oder in denen die betroffenen Akteure nach dem folgenreichen

Plenum Stellung nahmen. Aufgrund ihres denunziatorischen, perfiden Tons stechen hierbei die ‚Bemerkungen zur Lage der DEFA‘ (S. 443-462) besonders heraus, die von Annelie und Andrew Thorndike verfasst wurden und sich gegen ihre eigenen Kollegen im Studio richteten. Dieser dritte Teil wird außerdem mit einer CD ergänzt, welche zahlreiche Audio-Mitschnitte der Interventionen während der Tagung beinhaltet.

Kurzum: 50 Jahre nach dem Plenum, 25 Jahre nach der Wiederaufführung vieler der verbotenen Filme und 15 Jahre nach der Veröffentlichung der zweiten Auflage des von Günter Agde herausgegebenen Bandes ‚Kahlschlag‘¹ hat die DEFA-Stiftung ein Buch vorgelegt, das diesem letzten seinen Standard-Werk-Status streitig macht. Es ist ein großer Gewinn sowohl für den interessierten Leser, der sich diesem Thema zum ersten Mal annähern will, als auch für den Experten, der neue Perspektiven, Interpretationen oder Quellen sucht.

Fernando Ramos Arenas, Leipzig

Christina von Hodenberg
Television's Moment. Sitcom Audiences and the Sixties Cultural Revolution
 New York und Oxford: Berghahn Books 2015, 342 Seiten.

Christina von Hodenbergs Monografie widmet sich der Frage, wie sogenannte Situation Comedies (Sitcoms) in den 1960er und 1970er Jahren zum Wandel gesellschaftlich anerkannter Werte beitrugen. Von den drei ausgewählten Unterhaltungssendungen dürfte deutschen Lesern ‚Ein Herz und eine Seele‘ um Alfred Tetzlaff am bekanntesten sein; weniger geläufig sind hingegen die britische Originalserie ‚Till Death Us Do Part‘ und die amerikanische Version ‚All in the Family‘. Eingangs formuliert die Verfasserin die These, diese Unterhaltungssendungen hätten den gesellschaftlichen Wandel beschleunigt und neue Normen ‚entradikalisiert‘ (S. 2).

Gelungen rekonstruiert sie die Entstehungsgeschichten der drei Serien, wobei besonderer Wert auf die sozialen Hintergründe und politischen Dispositionen der führenden Akteure sowie institutionelle Rahmenbedingungen gelegt wird. Den gemeinsamen Kern

.....
 1 Günter Agde (Hrsg.): Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente. Zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage. Berlin 2000

des Konzepts sieht die Verfasserin in der unterhaltsamen Darstellung familiärer und politischer Konflikte „aus der Perspektive der Arbeiterschicht“, die mit elitären Konzepten einer primär bildenden Funktion des Fernsehens brach (S. 65). Daher waren die Sendungen, hinter denen jeweils untypische, linksorientierte und „progressive“ Autoren und Produzenten standen, allesamt unwahrscheinliche Erfolge (S. 65). Der unterschiedliche Grad staatlicher Regulierung im Fernsehen dient der Untersuchung durchgehend als wichtiger Faktor, der die Formate in den jeweiligen Ländern stark beeinflusste.

Der Mittelteil der Untersuchung rekonstruiert die gesellschaftliche Wirkung der Serien. Hierzu zieht die Verfasserin sowohl quantitative Quellen wie Statistiken aus Zuschauerberichten und soziologischen Studien als auch qualitative Dokumente wie Zuschauerbriefe heran. Zentrale Bedeutung misst sie dem Konzept einer *era of limited choice* bei: Im betreffenden Zeitraum war das Fernsehen bereits als Leitmedium verbreitet, das Fernsehangebot jedoch noch stark limitiert und das Publikum noch nicht in spezialisierte Zielgruppen zerfallen. Hierdurch erzielten die Sitcoms enorm hohe Zuschauerzahlen und erreichten auch Gruppen, die bislang „weit entfernt“ vom „Epizentrum des kulturellen Wandels“ waren: namentlich Arbeiter, Hausfrauen, „Ungebildete“, Senioren und die ländliche Bevölkerung (S. 83).

Interessant weist von Hodenberg die enorme Präsenz der Sendungen in ihren nationalen Kontexten nach: Vom Parlament bis zum Arbeitsplatz sprach man über die Protagonisten, als seien sie existierende Personen oder stünden für einen bestimmten Typus Mensch; der charakteristische Slang der Charaktere fand Einzug in reale Sprechsituationen. Die drei Sitcoms wurden somit zu fast universal verständlichen Referenzrahmen, stellten Sprachen bereit, mit denen persönliche und öffentliche Konflikte ausgetragen wurden. Hierdurch eigneten sie sich laut der Verfasserin insbesondere zur Auseinandersetzung über die „tiefen Generationen- und Gesellschaftskonflikte“ ihrer Zeit (S. 112).

Auch inhaltlich stellten die Serien eine „Arena“ aufeinanderprallender Werte dar, thematisierten immer wieder Auseinandersetzungen über Sprach-, Sexual-, Geschlechter- sowie ethnische und religiöse Normen (S. 136). Dabei standen sie jedoch „nur teilweise im Dienst“ der „kulturellen Revolution“ (S. 128):

Mal trieben sie diese voran, mal hinkten sie ihr aber auch hinterher, und besonders kontroverse Themen wie Drogenmissbrauch und politische Gewalt blendeten die Serien aus. Im letzten Kapitel zeichnet von Hodenberg die wechselseitigen Wahrnehmungen und Beobachtungen zwischen den Untersuchungsländern nach, die durch die Kenntnis der fremden Versionen eines bekannten Formats entstanden. So wurden die Protagonisten Alf, Archie und Alfred in den jeweils anderen Ländern bisweilen als typisch deutsch, britisch oder amerikanisch gesehen und zur Projektionsfläche nationaler Stereotypen stilisiert. Insbesondere die Popularität des Serienkonzepts in der Bundesrepublik wurde im Ausland skandalisiert und schon als Beweis eines „Nazi revival“ gesehen (S. 280).

Die Popularität und Wirkung des Formats, so resümiert die Verfasserin, erklärt sich aus einer Strategie des gezielten Tabubruchs und der moderaten Skandalisierung. Die drei Serien spielten gezielt mit neuen Werten, die bestimmte Pioniergruppen bereits vorbereitet hatten. Sie stellten also als aktuell wahrgenommene Entwicklungen dar, die sie jedoch in unterhaltsamer Form für die Mehrheitsgesellschaft verdaulich machten.

Damit hätten sie den Wertewandel der 1960er Jahre „entradikalisiert“, „entideologisiert“ und beschleunigt (S. 290). Durch ihren repetitiven Charakter, die realistische Szenerie sowie ihre Popularität entwickelten sie besonderen Einfluss auf die so genannte *transitional majority* – jene große Bevölkerungsgruppe, die zwischen traditionalistischen und progressiven Minderheiten lag (S. 240). Schrittweise trugen sie somit dazu bei, alte Werte zu erodieren und neue Werte zu untermauern. Hierin sieht die Verfasserin den Stellenwert des Fernsehens als wesentlicher Faktor des Wertewandels der 1960er Jahre – seinen „historischen Moment“, der ihrem Buch seinen Namen gibt (S. 294).

Sicher ist zu diskutieren, ob die verfügbaren Quellenarten diese spannende These zulassen – schließlich sind beispielsweise Zuschauerbriefe logischerweise von Personen geschrieben, die sich in besonders starker Weise vom jeweiligen Fernseherlebnis beeinflusst fühlten. Zudem kann man kritisieren, dass die explizite vergleichende Analyse teilweise kurz ausfällt und in der getrennten Darstellung der Untersuchungsfälle stellenweise auch dem Leser überlassen wird.

Eine mehr verflechtende Struktur entlang thematischer Kapitel hätte dies anders lösen können, allerdings auch eine zusätzliche Herausforderung bedeutet, die hinsichtlich der ohnehin beachtlichen Arbeitsleistung verzichtbar ist. Christina von Hodenberg ist insgesamt eine über große Strecken überzeugende Darstellung gelungen. Ihr Buch stellt nicht nur quellengesättigt die Entstehung und den Widerhall der ausgewählten Fernsehsendungen dar, sondern eröffnet Herangehensweisen an einen Untersuchungsgegenstand, der in der zeithistorischen Forschung (immer noch) gerne als riskant gemieden wird.

Michael Hill, Heidelberg

Daniela Zetti

Das Programm der elektronischen Vielfalt. Fernsehen als Gemeinplatz in der BRD, 1950–1980

Interferenzen – Studien zur Kulturgeschichte der Technik, Band 20

Zürich: Chronos 2014, 247 Seiten, (zugl. Dissertation an der ETH Zürich).

Mit dem „Programm der elektronischen Vielfalt“ legt Daniela Zetti eine historiografische Studie vor, die in ihrer Themenstellung längst überfällig war – sind doch technikhistorische Untersuchungen zum deutschen Fernsehen bislang kaum vorhanden und die Verbindungen zwischen Fernsehtechnik und Programm bzw. zwischen Programmachern und Produktionstechnik noch immer ein nahezu weißer Fleck in der Forschungslandschaft. In der nun vorliegenden Publikation widmet sich die Autorin deshalb aus technik- und rundfunkgeschichtlicher Perspektive der Programmgestaltung der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten der Bundesrepublik Deutschland (ARD und ZDF) zwischen 1950 und 1980. Ausgehend von der These, dass die Verschränkung von technologischen und institutionellen Faktoren das „Fernsehprogramm“ entscheidend beeinflusst hat, wird das Hauptaugenmerk auf Veränderungen bei den Herstellungsprozessen gelegt. Dass dabei auch die politische Einflussnahme (z.B. durch Rundfunkräte) in den Blick genommen wird, rundet den Ansatz überzeugend ab.

Die Schrift, als Dissertation am Lehrstuhl für Technikgeschichte der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich unter Betreuung der Professoren David Gugerli und Jakob Tanner entstanden, offenbart jedoch gleich zu Beginn ihre große Schwäche: Nur zwei Seiten benötigt die Verfasserin um den Forschungs-

stand darzulegen (S. 8-10) und bleibt in einer unvollständigen Auflistung weniger deutschsprachiger Arbeiten zur Fernsehgeschichtsschreibung stecken. Weder grundlegende Arbeiten zur Fernsehtechnik oder zu institutionellen bzw. programmgeschichtlichen Aspekten des Fernsehens in der Bundesrepublik finden Eingang, noch vielfältig vorhandene internationale Schriften, auf deren Aufzählung hier aus Platzgründen verzichtet wird. Kritisch zu sehen ist überdies eine fehlende definitivische Einordnung der wichtigsten Begriffe (z.B. „Programm“) und die nicht vorhandene Vorstellung des Untersuchungsdesigns. Diese mangelnde theoretisch-konzeptionelle Qualität hat leider Auswirkungen auf die gesamte Arbeit.

In den beiden ersten Kapiteln zur technischen („Video: der Wettlauf um die Schnittstellentechnik“) und institutionellen („Das programmierte Bild: Bildqualität im Betrieb des deutschen Fernsehens“) Geschichte des bundesdeutschen Fernsehens werden Fakten zur Erfindung und Implementierung der magnetischen Aufzeichnungsanlage (MAZ) sowie die Macht der Geräteindustrie umrissen. Einen breiten Raum nimmt dabei die Entwicklung und Einführung der Videotechnologie ein, die eine Vorproduktion von Sendungen möglich machte und nach der Live-Zeit einschneidend für das Programm und die Organisationsabläufe des Fernsehens war. Doch das Verständnis fällt aufgrund der fehlenden chronologischen Struktur schwer. Der Leser bleibt sich selbst überlassen und in inhaltlichen und zeitlichen Sprüngen stecken. Warum wird beispielsweise vor den ersten Magnetband-Experimenten nicht hinführend mit dem Sendestart und der Technik der Live-Sendungen begonnen? Stattdessen befasst sich das erste Kapitel mit englischen und US-amerikanischen Entwicklungen und kaum mit den Auswirkungen auf das Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland. Wer sich in der Fernsehgeschichte nicht auskennt, dürfte bereits hier Probleme bekommen.

Richtig aufschlussreich wird die Arbeit erst im Laufe des dritten Kapitels („Vom Studio zur Sendezentrale: die Entdeckung der Prozesse“) durch die Darstellung von elektro- und informationstechnologischen Schwierigkeiten und die Veranschaulichung der komplexen Produktionsabläufe Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre. Zetti arbeitet in dieser Phase prägnant den Einfluss des wachsenden Programmangebots der „Dritten Programme“ für die Programmplanung und -produktion

von ARD und ZDF heraus. Doch auch diese Ausführungen leiden unter einer sprung- und lückenhaften Chronologie und der fehlenden Einbettung in den Forschungsstand. Und so hätte auch dem letzten Kapitel („Das Fernsehprogramm, ein Gesamtkunstwerk“), in dem das Fernsehprogramm stärker aus dramaturgischer und fernsehästhetischer Sicht analysiert wird, eine breitere Kontextualisierung zu größerem Erkenntnisgewinn verholfen.

Die gelungene Gliederung – die Abwechslung von technischen (Kapitel 1 und 3) und programmspezifischen Aspekten (Kapitel 2 und 4) – bewirkt eine durchaus spannende und informative Rekonstruktion der Verkettung von Technik und Programm, ebenso wie die engagierte Quellenarbeit (z.B. interne Protokolle, Positionspapiere, Vortragsmanuskripte aus den Archiven von ARD und ZDF). Dennoch kann dies nicht über die Grundprobleme hinwegtäuschen, dass relevante Forschungsliteratur und aktuelle Debatten kaum Eingang finden und nicht alle Ausführungen argumentativ zielführend sind. Zu bemängeln ist insgesamt außerdem, dass durchweg der komparative Blick auf das DDR-Fernsehen fehlt – viele Ausführungen sind aber erst durch eine kontrastive Illustration vollumfänglich zu erklären. Somit bleiben es letztendlich einzelne, beachtenswerte Fallstudien, die allerdings nicht ausdifferenziert und historisch eingeordnet werden.

Abschließend bleibt festzustellen, dass sich die Autorin zu Großes vorgenommen hat und dass der Ertrag für die breite Leserschaft eher gering ausfallen dürfte. Der Wert der Publikation liegt vor allem in der breiten Materialbasis, die Frau Zetti aufbereitet und somit zugänglich gemacht hat. Und damit enthält sie trotz konzeptioneller und argumentativer Probleme für die künftige Fernsehforschung wichtige neue Perspektiven und interessante Anstöße.

Judith Kretzschmar, Leipzig

Dietmar Schickel

Nach der Plage. Vom Überlebenskampf eines Medienunternehmens

Berlin: VISTAS Verlag 2014, 108 Seiten

Wer erinnert sich noch an die Zeit, als alle davon sprachen, dass Finanzinvestoren und moderne Raubritter als „Heuschrecken“ Medienunternehmen in Deutschland überfallen? Dietmar Schickel berichtet darüber als Insider von Tele Columbus, einer Kabel-Service-

gesellschaft mit verschiedensten Unternehmens-„Töchtern“ und -„Schwestern“.

Die Geschichte beginnt im Jahr 2002 in London, als sich die neu gegründete Unternehmensgruppe unter Führung von Scott Lanphere und seinem Bruder Buddy Robert E. Fowler III fast 1,8 Milliarden Euro an hochverzinslichen Krediten leiht. „Alle Geldgeber eint die Aussicht auf den zukünftig hohen Return, den Kabelnetzbetreiber nun einmal bieten, da diese über Anlagen und Netze verfügen, die sich optimal verpfänden lassen.“ (S. 11) Schickel wird damit konfrontiert, als das Unternehmen zunächst die deutsche Kabelfirma EWT und kurz darauf Tele Columbus übernimmt.

Er hat über die Zeit von 2005 bis 2011 ein hier veröffentlichtes Tagebuch geschrieben, in dem er festhält, wie er dies als langjähriger Geschäftsführer eines erfolgreichen Kabelkonzerns – immer zwischen Entlassung und Aufstieg – hautnah erlebte und „die bittere Erkenntnis“ realisierte, „dass Dreistigkeit und Gier kurzfristigen Erfolg generieren können“. Seine eigene Schwäche gesteht er dabei nur bedingt ein: „Klar ist auch, dass ich Teil des Spiels war und viel Geld verdient habe, sehr viel Geld. Aber ich habe zumindest versucht, dabei die Grenzen von Anstand und Glaubwürdigkeit nicht zu überschreiten.“ (S. 13)

In seinem Tagebuch hält er unter anderem fest, wie Tele Columbus erst einen Tag vor dem Start der Bundesliga die Erlaubnis zur Vermarktung des ARENA Bundesliga-Angebots bekam (S. 18), der Regionalleiter von „Sunrise“ aus Berlin seine verhalten geäußerte Kritik nur zwei Tage „überlebte“ (S. 39), oder der verantwortliche CFO Hans Ulrich Linau „entsorgt“ wurde (S. 50). Mit der eingefügten Zwischenüberschrift: „Gier frisst bekanntlich Hirn“ (S. 51) wird vieles perfekt kommentiert.

Jo Groebel konstatiert im Vorwort: „Manche Passagen lesen sich wie ein Stück aus dem Tollhaus.“ (S. 8). Vielleicht ist es auch ein Krimi, nur dass die Verantwortlichen einfach verschwinden und nicht dingfest gemacht werden. Auf jeden Fall ist es aber ein beachtenswertes Zeitdokument.

Margarete Keilacker, Wermsdorf

Nicht vergessen!

Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte e.V.

Fachgruppentagung QuellCodes. Räume, Quellen und
Formatierung aktueller Rundfunkgeschichtsforschung

Der Studienkreis lädt zur diesjährigen Arbeits- und Jahrestagung ins Deutsche Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg (Marlene-Dietrich-Allee 20, 14482 Potsdam-Babelsberg) ein. Ziel der Tagung ist die Neu-Etablierung von aktuell fünf Fachgruppen (Historische Rezipientenforschung, Radiofeature, Musik im Radio, Speicherkulturen, Zeitzeugen des Rundfunks) innerhalb des Studienkreises, um das wissenschaftliche und praxisorientierte Angebot zu erweitern, Projekte zu bündeln und die fachinteressierte Community zu vernetzen. Zu diesem Zweck sind auf der diesjährigen Tagung methodenkritische Bestandsaufnahmen, Diskussionen von Forschungsansätzen und Quellenlagen sowie konzeptionelle Überlegungen zur Vernetzung geplant. Die Fachgruppen beraten zeitweise in separaten Kleingruppen über ihre Ziele und Vorgehensweisen.

Programm

Donnerstag, 09.06.2016

- 11:00-13:00 Begrüßung & Einführungsvorträge
Vortrag Christoph Classen: Medien und Überlieferung im digitalen Zeitalter
Vortrag Helmut Kopetzky: Von der Mindmap zum Hörfeature
- 13:00-14:30 Mittagspause
- 14:30-16:30 Fachgruppenarbeit in separaten Gruppen (1)
- 17:00-18:00 Vortrag Chris Wahl: Der Master-Studiengang Filmkulturerbe
- 18:30-20:00 Kaminesgespräch: Michael Crone, Heinz Glässgen, Frank Bösch
- 20:00 Gemeinsames Abendessen

Freitag, 10.06.2016

- 10:00-11:30 Fachgruppenarbeit in separaten Gruppen (2)
- 12:00-13:00 Ergebnisse der Fachgruppen

Die Teilnahme an der Tagung ist kostenlos. Bitte melden Sie sich bis zum 03. Juni 2016 auf der Webseite http://rundfunkundgeschichte.de/tagung_2016 oder schriftlich bei Susanne Hennings, Deutsches Rundfunkarchiv, Bertramstraße 8, 60320 Frankfurt an. (Bitte angeben, an welcher Fachgruppe Sie teilnehmen möchten!)

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Janina Adamo, Magister Artium, geb. 1985, tätig als Mitarbeiterin Presse und Öffentlichkeitsarbeit in einem Stuttgarter Architekturbüro, laufende Dissertation im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde, Magisterarbeitsthema: „Vai e torna Vincitore! Siena, der Palio und die Contraden“.
E-Mail: nina_adamo@yahoo.de

Dennis Basaldella, M.A., geb. 1982, Medienwissenschaftler und Filmkritiker, studierte Filmregie in Rom und Europäische Medienwissenschaft (Bachelor und Master) an der Universität Potsdam. Masterarbeit „Geschichte(n) der DDR. Betrachtung des Internet-Archivs ‚Wir waren so frei ... Momentaufnahmen 1989/1990‘ mit Jean-Luc Godard“. Dissertationsprojekt im Fach „Medienwissenschaft“ an der Universität Hamburg über das Werk des privaten freien Filmherstellers Horst Klein aus der DDR. Seit 2014 Mitarbeit beim fortlaufenden Sichtungsprojekt „Regionale Bilder auf Filmen (1950 – 1990)“ des Filmmuseums Potsdam zum Amateurfilm in der DDR.
E-Mail: DenBas@web.de

Pia Deutsch received her B.A. in History and Sociology (2009) and her M.A. in History (2012) from the University of Mannheim. After working part-time at the Department of Gender Equality and Social Diversity (University of Mannheim, 2012-2014), she joined the University of Warwick/UK in September 2014.
E-Mail: P.Deutsch@warwick.ac.uk

Christian Herzog has been a postdoctoral research associate in the Centre for Digital Cultures at Leuphana University Lüneburg since 2012. Christian received his doctorate from the Department of Social Sciences at Loughborough University. In February and March 2015 he was a visiting scholar at the University of Westminster, working on the project „PSB/PSM Advocacy Groups and the Voice of the Listener and Viewer“.
E-Mail: christian.herzog@inkubator.leuphana.de

Christian Henrich-Franke, geb. 1975, PD Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Siegen. Leiter des Teilprojekts A02 (Standardisierungskultur der Telekommunikation: im Spannungsfeld der digitalen und neoliberalen ‚Doppelrevolution‘ seit den 1980er Jahren) im Siegener SFB Medien der Kooperation. Mitherausgeber des Sammelbandes „Airy Curtains in the European Ether: Broadcasting and the Cold War“ (mit A. Badenoch und A. Fickers).
E-Mail: franke@geschichte.uni-siegen.de

Mirjam Kappes, M.A., Promotionsstipendiatin der a.r.t.e.s. Graduate School, Köln. Dissertation zu „Mediennostalgischen Reminiszenzen in der (post-)digitalen Gegenwart“ (AT). Forschungsinteressen: (Digitale) Medien und Nostalgie, mediatisierte Formen von Erinnerung und kulturellem Gedächtnis, visuelle Diskurse im urbanen Raum. Journalistisch tätig bei KulturPort (www.kultur-port.de), zuvor u.a. beschäftigt bei CineGraph (Hamburgisches Centrum für Filmforschung).
E-Mail: mirjam.kappes@uni-koeln.de

Michael Tracey has been a professor in the Journalism and Mass Communication programme at the University of Colorado at Boulder (US) since 1988. Michael was a Research Fellow at the Leicester Centre (1975-1981) and served as head of the London-based Broadcasting Research Unit (1981-1988). He has produced documentaries with David Mills, is currently working on a book of essays and writing the authorized biography of the legendary British broadcaster Donald Baverstock.
E-Mail: Michael.tracey@colorado.edu